

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich Ks 16.-
vierteljährlich 48.-
halbjährig 96.-
jährlich 192.-

Rückstellung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
sendung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme
des Montag täglich früh.

Wieder eine kommunistische Höhburg gefallen.

Kuffig, 23. Juli. (Eigenbericht.) Heute fanden in der Glasfabrik Mühlig-Union in Kuffig Betriebsratswahlen statt. Die Glasfabrik war der einzige große Betrieb im Kuffiger Bezirk, in dem die Kommunisten noch dominierend waren. Bei der heutigen Wahl hat sich das Bild grundlich geändert. Während die Kommunisten bisher mit acht Mandaten den Betriebsausschuss beherrschten, mußten sie diesmal die Hälfte davon an die freien Gewerkschaften abgeben, die namentlich mit sieben Mandaten von elf den Betriebsausschuss dieses wichtigen Werkes sicher in der Hand haben.

Die Resultate dieser erfolgreichen Wahl sind folgende:

	1930	1929
Wahlberechtigt	825	716
Abgegebene Stimmen	550	529
Wahlzahl	45	44

Vereinigte Liste der Glasarbeiter und des Internationalen Metallarbeiterverbandes:		
Stimmen	323	173
Mandate	7	3

Kommunisten:		
Stimmen	228	356
Mandate	4	8

Der Wahlausgang zeigt erfreulicherweise, daß die kommunistische Agitation trotz wochenlanger Bearbeitung der Wähler und trotz mühevoller Heitere gegen die Sozialisten bei den denkenden Arbeitern nicht mehr verhängt. Der emsigen Kleinarbeit unserer wackeren Kuffiger Genossen ist in erster Reihe dieser erfreuliche Sieg zu verdanken!

Scheidung im bürgerlichen Lager.

Gründung einer „Konservativen Volkspartei“. — Hindenburg sucht zu einigen?

Berlin, 23. Juli. (Eigenbericht.) Der agrarische Landbund hat, wie bereits gemeldet, die Parole ausgegeben, bei der Reichstagswahl für die Listen der Landvolkspartei zu stimmen. Das ist eine Gruppe, die sich schon bei der vorigen Wahl von den Deutschnationalen abgesplittert hatte. Mit dieser Parole ist die Vereinigung sämtlicher Rechtsgruppen außerhalb des Reiches der Deutschnationalen unter Hugenberg gescheitert. Jetzt wollen Graf Westarp und Treviranus als „Konservative Volkspartei“ eine eigene Liste aufstellen. Allerdings will man sich mit der Landvolkspartei gegenseitig unterstützen und nach Möglichkeit die Ausstellung von Gegenkandidaten vermeiden. Die Gruppe Westarp-Treviranus unterscheidet sich von der Landvolkgruppe darin, daß sie industrielle und städtische Kreise für sich zu gewinnen sucht, während die anderen bei der Landbevölkerung Hilfe suchen.

Inzwischen hat sich die Flucht aus dem Hugenberglager fortgesetzt und bei der Konkurrenz, die ihm von den beiden anderen gemacht wird, ist es fraglich, ob Hugenberg überhaupt noch eine nennenswerte Anzahl von Abgeordneten um sich wandeln können.

Die deutsche Volkspartei, die mit ihrem Führer Scholz gleichfalls zur Sammlung aufgerufen hat, bekam bisher nur Absagen. Die Demokraten erklären, daß sie noch auf die Parole warten wollen, die Reichskanzler Brüning ausgeben soll. Anscheinend will sich Brüning der Protektion von Hindenburg vergewissern, der die Absicht hat, nach seiner Rückkehr von der Rheinlandsreise die Parteiführer von den Volksparteikandidaten bis zu den Demokraten zu sich zu berufen und an sie zu appellieren, daß sie den Wahlkampf in einheitlicher Front führen sollen. Obgleich die Richtigkeit dieser Absicht bestritten wird, ist es doch unzweifelhaft, daß die Kreise um Hindenburg ihn zu bestimmen suchen, in solcher Weise in den Wahlkampf einzugreifen.

Vorläufig sieht man also bei den bürgerlichen Parteien fünf bis sechs verschiedene Gruppierungen. Dazu kommt noch eine Anzahl von Splitterparteien, vor allem die völkernationale Partei, die von dem Jungdeutschen Orden gegründet worden ist und die bei den Wahlen in Sachsen bereits einige Erfolge erzielt hat. Aus der großen Sammlung aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie dürfte es also nicht werden.

Erdbebentatastrophe in Süditalien.

Ein weites Gebiet verheert. — Gegen 200 Todesopfer.

Rom, 23. Juli. Heute nachts um 1 Uhr 10 wurde Süditalien von einem verheerenden Erdbeben heimgesucht, das zahlreiche Häuser einstürzte; im Gefolge hatte. Das Zentrum des Bebens lag zwischen dem Städtchen Melfi (am 41. Breitengrad, annähernd in der Mitte des süditalienischen Festlandes) und Ariano di Puglia (etwa 50 Kilometer nordwestlich von Melfi). Besonders schwer heimgesucht wurde die Provinz Potenza und namentlich die Stadt Melfi, wo allein hundert Tote und mehrere hundert Verwundete zu beklagen sind. Aber auch in Neapel und Umgebung sind zahlreiche Tote zu verzeichnen.

Während die ersten Meldungen aus dem Unglücksgebiet nur von wenigen Toten sprachen, muß jetzt angenommen werden, daß die Zahl der Toten insgesamt zweihundert erreichen wird.

Noch im Laufe der Nacht sind Hilfssüge in die Katastrophengebiete abgegangen, um für die Unterbringung der Verletzten in den Krankenhäusern zu sorgen. In den ersten Morgenstunden wurden aus den Garnisonen in der Nähe der Unglückszone Militärabteilungen mit Hilfsmitteln zu Rettungsarbeiten herangezogen.

Das Erdbeben wurde auch in ganz Mittelitalien, vor allem in den Marken und den Abruzzen, beobachtet, wo es jedoch keinen Schaden angerichtet hat. In Rom wurde das Erdbeben nur als leichte Stöße wahrgenommen.

Panik in Neapel.

Neapel, 23. Juli. Die Einwohner der Stadt und ihrer näheren und weiteren Umgebung wurden kurz nach 1 Uhr durch heftige Erdbebenstöße aufgeschreckt. Der Bevölkerung bemächtigte sich eine Panik. Im Ru waren die Straßen mit Menschen angefüllt, die in Eile ihre Wohnungen verlassen hatten. Nach den ersten Nachrichten ist in einer ganzen Anzahl von Gemeinden beträchtlicher, zum Teil schwerer Gebäudeschaden angerichtet worden. Auch sind drei Tote und 20 Verwundete zu beklagen. Feuerwehr und sanitätische Miltz sind überall mit den Aufräumarbeiten beschäftigt.

In den Gefängnissen verlangten die Sträflinge stürmisch ihre Freilassung, doch kam es zu keiner Ordnungsstörung. Etwa 20 Personen kamen bei dem panikartigen Gedränge an den Straßen zu Schaden, deren elektrische Beleuchtung nach dem Erdbeben nicht mehr funktionierte. Selbst Menschengedenken will man in Neapel keine so starken Erdbebenstöße verspürt haben.

Die Heftigkeit des Erdbebens erklärt sich auch aus der unmittelbaren Nähe des Epizentrums, das sich in Bisignano bei Avellino befindet. Bis jetzt werden aus Neapel und seiner weiteren Umgebung etwa sechs Tote gemeldet.

In Salerno ist der Oberbau des Domes eingestürzt und die Decke eingebrochen. Vom Vesuv-Observatorium, dessen Seismograph bei den heftigen Erschütterungen aus den Federn sprang, wird Gebäudeschaden gemeldet.

Rom, 23. Juli. Das Erdbeben hat, wie jetzt bekannt wird, eine viel größere Zahl von Opfern, als man ursprünglich annahm, gefordert. Besonders schwer heimgesucht wurde die Provinz Potenza und namentlich die Stadt

Melfi, wo an hundert Tote und mehrere hundert Verwundete zu verzeichnen sind. Aus Rapolla werden 20 Tote und 30 Verletzte, aus Rionero 11 Tote und 50 Verletzte, aus der Provinz Benevento 12 Tote und 40 Verletzte und aus der Provinz Foggia bis jetzt 3 Tote und zahlreiche Verletzte gemeldet. Weiters wurden betroffen: Rionero, Melfi, Parile und Aiello. Aus den bis jetzt vorliegenden Meldungen geht hervor, daß bisher 10 Tote in Parile, 2 Tote in Aiello und 4 Tote in Landhäusern in der Umgebung von Aiello zu beklagen sind. In Potenza wurden drei Personen, in der Umgebung von Venosa sieben mehrere Häuser und eine Kirche ein. Auch aus Ascoli, Satriano und Cancellara werden Häuser einstürzen gemeldet. Auch im Campo Basso und Avellino wurden die Erschütterungen wahrgenommen.

In den Meldungen über die Anzahl der Toten und Verwundeten in den einzelnen Städten und Gegenden kommen immer wieder neue Berichte hinzu. In der Gegend um Benevento, etwa 70 Km. nordöstlich von Neapel, sind 12 Tote und 40 Verwundete zu verzeichnen. Auch in der Stadt Salerno, die etwa 60 Km. südwestlich von Neapel liegt, und in der Umgebung der Stadt Foggia forderte das Erdbeben einige Opfer. Die genaue Zahl der Toten ist hier noch nicht bekannt. In der Umgebung der Stadt Avellino, die etwa 40 Km. nördlich von Salerno liegt, stürzte eine Reihe von Häusern ein und eine Reihe weiterer Gebäude wurde schwer beschädigt. Auch hier konnte die Zahl der Opfer noch nicht festgestellt werden.

„Popolo d'Italia“ schreibt, daß sich in Neapel eines solchen Erdbebens niemand zu erinnern vermag. Schon die ersten Erdererschütterungen hatten zur Folge, daß die ganze Stadt in Finsternis gehüllt wurde, was eine ungeheure Panik hervorrief.

Immer neue Stobsmeldungen.

Rom, 23. Juli. Aus weiteren Nachrichten aus dem Erdbebengebiet ergibt sich, daß die Zahl der Todesopfer ständig im Steigen begriffen ist. Aus den kleinen Ortschaften und aus dem ländlichen Lande treffen dauernd neue Unfallmeldungen ein. In Salerno ist der Oberteil des Domes samt dem Giebel eingestürzt, wobei

eine Person ihr Leben einbüßte. In Melfi, der am schwersten betroffenen Stadt, sind unzählige Häuser eingestürzt. Die Zahl der nicht mehr bewohnbaren Gebäude ist noch größer. Das historische Kastell Friedrichs des Zweiten ist zum größten Teil zerstört und dem Bahnhofgebäude droht der Einsturz.

Für internationale Lohnangleichung.

Ein Beschluß des deutschen Bergarbeiterverbandes.

Breslau, 23. Juli. (Eigenbericht.) Auf dem Verbandstage der deutschen Bergarbeiter, der zur Zeit hier stattfindet, wurde zur Frage der internationalen Lohn- und Arbeitsbedingungen eine Entschließung angenommen, in der es für dringend erforderlich erklärt wird, angesichts der besonderen Lage des Kohlenmarktes, verbunden mit fortgesetzt steigender Arbeitslosigkeit und zahlreichen Feierschichten, die Lohn- und Arbeitsbedingungen international anzugleichen. Der Kongreß begrüßt daher die erstmaligen Bemühungen der Internationalen Arbeitskonferenz in Genf, hält es aber für notwendig, daß in einer internationalen Konvention neben dem Steinkohlenbergbau auch der gesamte Braunkohlenbergbau einbezogen werde, und hofft, daß die Arbeitskonferenz von 1931 zu einer praktischen Lösung kommt.

Neben der internationalen Regelung der Arbeitszeit erscheint eine Angleichung der gesamten Sozialversicherung einschließlich der Erwerbslosenversicherung und eine Angleichung der Löhne unter Berücksichtigung der Lebenshaltungskosten der einzelnen Länder notwendig.

Abschluß des tschechischen Bergarbeiterkongresses.

Mähr.-Osterr., 23. Juli. Der letzte Tag des achten Kongresses des sozialdemokratischen Bergarbeiterverbandes wurde mit einem Referat des Abgeordneten Karl Prokš über die Bräuderlade der Bergarbeiter eingeleitet. Darauf wurde der Antrag auf Verlängerung und Erhöhung der Arbeitslosenunterstützung angenommen, alle anderen Anträge aber, welche den Verband finanziell belasten würden, wurden abgelehnt. Bei den nachfolgenden Wahlen wurde Abgeordneter Karl Prokš zum Vorsitzenden wiedergewählt, der dann mit einem Schlußwort den Kongreß beendete.

Achtung! Nationalismus in Aktion!

Zu den Epidemien, die der sommerlichen Hitze alljährliche Förderung verdanken, scheint neben Ruhr, Sonnenstich und ähnlichen physischen Erkrankungen auch die psychische des nationalistischen Kollers zu gehören, der in den Hundstagen öfter und heftiger auftritt als zu irgendeiner anderen Jahreszeit. Es ist sicher keine ganz zufällige Erscheinung, daß seit Menschengedenken die großen internationalen Krisen in die heißen Sommermonate fallen und daß Kriege leichter entbrennen, wenn die Sonne im Sternbild des Sirius steht, 1866 ging es im Juni, 1870 im Juli und 1914, wie männiglich nur zu gut bekannt ist, ebenfalls zur schönen Sommerzeit los. Seither verging kaum ein Sommer, der nicht seine Kriegsgefahr hatte. Italien — Jugoslawien, Rußland — China, Polen — Litauen, Tschechoslowakei — Ungarn, heuer waren Frankreich und Italien als Partner an der Reihe. Es wäre noch zu erforschen, auf welche geheimnisvollen Zusammenhänge diese Signale der Politik zurückzuführen sind. Eine ihrer Ursachen dürfte bald ergründet sein.

Im Sommer gibt es erfahrungsgemäß wenig politische Sensationen. Parlamente, Staatsmänner und Staatsoberhäupter gehen in die Ferien, der schlichte Untertan will auch seine Ruhe haben, alles feiert, schläft, döst, schwitzt, badet und trinkt — nur die Zeitungen haben nicht Raft noch Ruh. Das segensreiche Gesetz, das für den Sommer Zeitungsferien schaffen und damit die Welt auf acht Wochen in heilige Ruhe versetzen würde, ist noch nirgends geschaffen. Da also zwar der Stoff für den Bericht fehlt, der Bericht aber weiterzugehen hat, da die Sensationen ausbleiben, aber die Abonnenten es nicht sollen, was liegt näher, als daß jene Presse, die auf Sensationen eingestellt ist, sie noch kühner als sonst erfindet und erschafft!

Die Revolverblätter, die vom täglichen Mord zehren, sind dann noch die harmloseren Reptilien, auf deren Giftdrüse die Sommerhitze verderblich niederbrütet. Die „politischen“ Sensationsblätter, die sich doch nicht plötzlich von der Kritik der Geistesheber auf die ausführliche Schilderung von Schlafzimmersgeheimnissen umstellen können, werden unter solchen Voraussetzungen zu einer Landplage, der die Völker nicht zuletzt die Brände danken, die man mit Blut löschen zu müssen glaubte.

Aus dem Nichts erschaffen diese Desblätter dann die großen Sensationen. Allerorten sind die heiligsten Güter der Nation gegeben, um Wimpeln und Straßentafeln, Klosettanschriften und Speisarten entbrennt der heilige Krieg der Völker, die plötzlich ihre sagenhafte Ehre wieder auf dem Felde suchen möchten, auf dem sie noch feiner gefunden hat. Da braust ein Ruf wie Donnerhall, dort schäumt die Marika, hier ruft das Vaterland seine Söhne, weil der Tag des Ruhmes wieder einmal angebrochen sei, und anderswo werden Donner und Hölle auf die Erbfeinde herabgeschworen. Da die Leser eben der Zeitungen, denen wir die sozusagen „geistigen“ Anregungen danken, meist auch zu den Hauptkonsumenten des Alkoholkapitals zählen, fällt die Saat in der heißen Sommerszeit auf gut gedüngten Boden und mit der Hitze der Brauerei steigt bei den nationalen Festen in allen Regionen auch die kriegerische Begeisterung, bis das Barometer wirklich höchste Gefahr zeigt.

Dierzulande gibt es auf beiden Seiten der nationalen Barrikade gewissenlose Heher in Fülle. Im tschechischen Lager tun sich vor allem die immer unnebelten und exaltierten „Národní Listy“ mit ihrer Abend- und Mittagsausgabe hervor, daneben ist die „Národní Politika“ gerade in heißesten Tagen ihrer durch Tradition geheiligten Mission treu, die nationalen Leidenschaften der Hausmeister zu schüren. Ein wenig — soweit die Massagesalons, Morde und Vergeßlichkeiten ihm Zeit und Raum lassen — greift auch Jiri Strizbný in den Gang der Weltgeschichte

300 Todesopfer der Hitze in U.S.A.

New York, 23. Juli. (Neuter.) Die Hitze, die in den Vereinigten Staaten herrscht, forderte in allen Staaten von U.S.A. rund 300 Todesopfer.

ein und alles in allem ergibt sich, wenn man noch die kleinen Krakeeler, die Kreisblättchen der Karodni Jednota mizählt, ein recht tumultöses Konzert. Die Gegenseite ist heute gedämpfter als ehedem, da wir einander als Gleiche gegenüberstanden, die deutsch-nationale Presse vergißt nie, was sie ihren Geldgebern und deren Verkehr mit der Obrigkeit schuldig ist, aber auch sie bläst mit vollen Backen ins Feuer.

Da wird von tschechischer Seite in der albernsten Weise gegen den deutschen Tonfilm Sturm gelassen, der doch kein nationales, sondern ein Unterhaltungsproblem ist. Obwohl für den deutschen Tonfilm spricht, daß ihn die meisten Tschechen verstehen, während ihnen der amerikanische nichts sagt, und daß er künstlerisch wertvoller ist als dieser, will es die Ehre der Nation, daß der Tscheche ausschließlich englische Tonfilme höre, und wenn der Blödsinn, den Hollywood liefert, auch dem dümmsten Leier der „Positika“ schon beim Gasse heraushängt. Auf deutscher Seite dagegen ist man beflissen, nicht einfach die Tatsache dieser blödsinnigen Hege zu vermerken, deren Opfer doch in erster Linie tschechische Kinobesucher sind, sondern man tut ein übriges und sucht Verantwortliche, wo sie nicht sind. So hat man das rote Kreuz beschuldigt, an der Hege gegen den „Atlantik“-Film teilzuhaben, das nun ausdrücklich dementiert, irgendeinen Einspruch erhoben zu haben.

Der Postminister hat vor kurzem einen Erlaß über den Gebrauch der amtlichen Ortsbezeichnungen herausgegeben. Wir wollen diesen Erlaß nicht rechtfertigen. Er gehört mit in das Kapitel jener überflüssigen, Zeit und Geld verzehrenden Mäßen, die man hierzulande für Staatskunst hält. Aber er bedeutet auch bei weitem nicht jene Vergeßlichkeit der deutschen Sache und Sprache, als die er von deutschen Blättern hingestellt und selbst im Ausland aufregend besprochen wird. Daß überwiegend tschechische Orte, besonders dann, wenn ihre deutschen Bezeichnungen wenig bekannt sind, auf rekommandierten Post- und auf Paketsendungen tschechisch bezeichnet werden, ist kaum ein Unrecht und soweit uns eines daraus erwächst (daran wird es beim Geist der Aemter freilich nicht fehlen), ist es nicht das schlimmste, das wir erleiden und erlitten haben. Bei deutschen und tschechischen Chauvinisten verlockt zu kräftiger nationaler Hege vorwiegend der Umstand, daß wir heute eine Regierungskoalition haben, in der tschechische und deutsche Sozialdemokraten sitzen. Kleinigkeiten, die auf beiden Seiten während der Bürgerblodäre geflissentlich übersehen wurden, werden jetzt zu Sensationen aufgebaut, weil man beiderseits glaubt, den internationalen Sozialisten eines am Zeuge sitzen zu können. Was ist der Posterslaß des Ministers Franke gegen den noch heute nicht absehbaren Schaden, den uns die Verwaltungsreform des Bürgerblods zugefügt hat! Aber die ist ver-

geffen und verziehen, ja man beginnt bereits, die Sozialdemokraten für sie verantwortlich zu machen und, wie es in Komotau ein nationalsozialistischer Bezirksvertreter tat, die tschechische Bürokratie ausdrücklich gegen uns in Schutz zu nehmen. Wo immer sich die Stimme der Vernunft erhebt und ein Streit begraben werden soll, stehen die Hege und Krakeeler auf, um ihn von neuem zu entfachen: am Rhein, wo sie Straßentrüder zu „nationalen“ Pländerungen hegen, in Prag, wo es ihnen deutsche Filme angetan haben, in Reichenberg, wo sie das Recht verfechten, Tschaslau statt Caslav schreiben zu dürfen, in Budapest und Belgrad, in Rom und Paris, überall greifen

sie in der Not der sommerlichen Nachrichten-Trockenheit zum Rauschgetränk des Chauvinismus.

Den Warnungen vor Obst und Gefrorenem, typhösem Wasser und Sonnenbrand sollte man die dringendere vor dem Pestbazillus des nationalistischen Diktollers hinzufügen. Die radikalere Methode einer zwingenden Zeitungspause während der Sommermonate wird sich erst durchsetzen, wenn der Mensch, das unbelehrbarste und harthörigste aller Wesen, endlich auch einmal durch Schaden klug werden und wenn er an Gut und Blut noch weitere Selatomben Lehrgeld gezahlt haben wird!

Was kümmert die Sozialdemokraten, daß die Arbeitslosen hungern

Die nationalsozialistischen Arbeiterretter halten mit uns Abrechnung.

Schreckliches ist geschehen. Der „Tag“ tobt vor Entrüstung. Zweipaliger Titel auf der ersten Seite, drei Untertitel, fetter Druck, alles wird daran verwendet, um unseren fürchterlichen Verrat an den Arbeitslosen zu entlarven. Der „Tag“ hat es entdeckt. Die deutschen Sozialdemokraten machen sich „zu Mitschuldigen bei diesem System der Aus Hungern der Arbeiterschaft.“ Dafür wollen sie uns „zur richtigen Zeit zur Verantwortung ziehen.“ Wortwörtlich bringt der „Tag“ den Satz:

„Was kümmert die Sozialdemokraten, daß diese Leute hungern, daß für sie keinerlei Arbeit geschaffen wird?“ (1)

Also was hat sich denn eigentlich ereignet, was den teutonischen Jern der Nationalsozialisten erregt? Unser Blatt hätte angeblich die vom Ministerium für soziale Fürsorge eingeleitete Bespeisungsaktion für Arbeitslose „als Großtat anzupreisen gewagt.“ Und in Wirklichkeit sei es gar keine Großtat, denn die Arbeiter würden bloß 35 Heller pro Tag als Lebensmittelzulage bekommen.

Es ist natürlich nicht wahr, daß wir die Einleitung dieser Aktion als Großtat gefeiert hätten. Wir haben einfach das amtliche Kommuniqué abgedruckt, dessen Inhalt immerhin auch einiges Interesse beanspruchen kann. Wir haben gestern ausführlich die Bestimmungen über die staatliche Bespeisungsaktion zitiert, so daß wir uns mit der Widerlegung des hakenkreuzlerischen Rechenstüdes, als würden die Arbeitslosen 35 Heller pro Tag als Lebensmittelzulage bekommen, nicht befassen müssen. („Zulagen“ werden überhaupt keine gegeben, sondern Anweisungen.) Was uns veranlaßt, uns mit diesem Erzeugnis frechen Demagogentums

zu befassen, — dem man die Kopierung kommunistischen Vortragsnotens nur zu deutlich anmerkt — ist der Umstand, daß es gerade die Herren Nationalsozialisten sind, die während der ganzen Existenz ihrer Partei für die Arbeiterschaft noch nicht die geringste positive Leistung vollbracht haben, nun zu Richtern über den Kurs aufzuwerfen, den die Sozialpolitik der Tschechoslowakei seit dem Regierungseintritt der deutschen Sozialdemokraten genommen hat. Daß es unserem Vertreter in der Regierung in harten Kämpfen gelungen ist, eine wesentliche Verbesserung der Arbeitslosenunterstützung durchzusetzen, interessiert den „Tag“ nicht. Daß es nunmehr auch gelungen ist, einen Betrag von 10 Millionen Kronen für die Ausspeisungsaktion zur Verfügung zu erhalten, imponiert den Hakenkreuzlern nicht, die bekanntlich im Geben außerordentlich großzügig sind und denen es auf die Millionen nicht ankommt. Sie mögen uns doch sagen, wie sie einen größeren Betrag zur Unterstützung Arbeitsloser durchzusetzen gedenken? Während der vier Jahre sozialpolitischen Stillstandes und Rückschrittes, der die Aera Srámel auszeichnet, haben sie nicht ein einziges Mal ein solches Maß arbeiterfreundlicher Kritik gebracht, als jetzt, da der Genosse Dr. Czech eine Unterstützungsfaktion für Arbeitslose durchgesetzt hat, die, wenn wir auch ihre Bedeutung nicht überschätzen, doch in zahlreichen Fällen lindern und helfend wirken wird. Vielleicht klärt uns der Herr Karg doch auf, wie diese lächerlichen hemmungslosen Demagogie, die in dem Auffage seines Blattes zum Ausdruck kommt, sich mit den Versprechen eines „Fait accompli“ verträgt, das er uns gegenüber feierlich feierlich abgegeben hat?

Die Agrarkonferenz.

Rumänien verlangt Einladung der Kleinen Entente.

Bukarest, 23. Juli. (D.R.) In der gestrigen Sitzung des Ministerrates legte Minister Madgearu das Programm der Konferenz der landwirtschaftlichen Experten Rumäniens, Jugoslawiens und Ungarns dar, bei welcher über die landwirtschaftlichen Fragen, die im Zusammenhang mit der Genfer Konferenz über den Zollwaffenstillstand aufgetaucht sind, verhandelt werden wird. Der Minister erwähnte auch die Fragen, die Gegenstand der Konferenz

von Sinaia sein werden, wo die Wirtschaftsminister Rumäniens und Jugoslawiens zusammenkommen, um über die allgemeinen wirtschaftlichen Probleme und eventuell auch darüber zu beraten, welcher Standpunkt in wirtschaftlicher Hinsicht bei der Debatte in Genf über das Briandische Memorandum einzunehmen ist.

Ueber Antrag des Ministers Madgearu beschloß der Ministerrat, daß Rumänien die Einladung zur Warschauer Konferenz für den Fall annimmt, wenn an dieser Konferenz auch die übrigen Kleinen Ententestaaten teilnehmen. Rumänien wird den Wunsch äußern, daß diese Konferenz bis Ende August verlagert wird.

Der passive Widerstand.

Einflußnahme Gemäßigter auf Gandhi.

Puna, 23. Juli. Zwei Führer der gemäßigten Aender haben Gandhi in seinem Gefängnis aufgesucht und in vierstündiger Unterredung sich bemüht, ihn zur Aufgabe des passiven Widerstandes zu bewegen. Die Besprechungen werden morgen fortgesetzt.

Weitere Entlassungen im Brüxer Braunkohlenbergbau.

Intervention beim Arbeitsministerium!

Brüx, 23. Juli. Auf der Grube „Eugen“, wo bisher noch immer sechs Schichten verfahren wurden, teilte man der Bergschafft mit, daß 48 Bergarbeiter entlassen werden. Die Kündigung soll aber nicht auf einmal, sondern etappenweise erfolgen, das heißt, man wird alle Wochen acht bis zehn Mann kündigen; tatsächlich wurden auch schon acht Mann gekündigt. Es ist bereits das zweite Mal, daß auf dieser Grube der Versuch unternommen wird, Bergarbeiter zu entlassen, doch konnten das diesmal, auf Grund des energischen Einschreitens der Union, die Kündigung rückgängig gemacht werden. Die „Union der Bergarbeiter“, vertreten durch den Gen. Göpfert, die „Jednota horniku“, vertreten durch den tschechischen Abg. Lanč und als Beobachter vertrauensleute die Gen. Kubý und Komath sprachen wegen der ungerechtfertigten Entlassungen gestern neuerdings beim Arbeitsministerium vor und konnten erreichen, daß sofort eine Verhandlung beim Revierbergamt in Brüx anberaumt wurde. An dieser werden die Betriebsleitung des „Eugenschachtes“ und die Betriebsräte des Schachtes teilnehmen, den Vorsitz wird das Revierbergamt führen. Die Verhandlung findet heute um drei Uhr nachmittag beim Revierbergamt in Brüx statt. Wir werden noch näheres darüber berichten.

Die Genossen sprachen auch beim Ministerium für soziale Fürsorge vor, damit veranlaßt wird, daß im Brüxer Bezirk und besonders im Braudauer Gebiet Aufrüstungsarbeiten durchgeführt werden, weil die Not unter der Arbeiterschaft, besonders im Gebirge, ins unerträgliche gesteigen ist. Genosse Dr. Czech versprach, alles halbwegs mögliche zu unternehmen und gab gleichzeitig bekannt, daß dem Bezirke Brüx, 70.000 Kronen zur außerordentlichen Unterstützung Arbeitsloser überwiesen wurden, die in Kürze zur Verteilung gelangen sollen.

Schutz der Hausgehilfinnen.

Das Ministerium für soziale Fürsorge hat die Gemeindeämter durch Vermittlung der politischen Behörde aufgefordert, zum Schutze der Hausgehilfinnen durch Verlautbarungen oder auf andere geeignete Art arbeitssuchende Personen davor zu warnen, sich in ihren Angelegenheiten — außer an die öffentlichen Organe — an ihnen unbekannte Personen mit Anfragen zu wenden oder ihnen ihre Dokumente und Effekten anzuvertrauen. Gleichzeitig sollen diesen Personen die unentgeltlichen Bezirks- und städtischen Arbeitsvermittlungsämter, sowie die städtischen Heime für arbeitssuchende Personen und dgl. empfohlen werden. In den Bezirks- und anderen öffentlichen Arbeitsvermittlungsämtern soll ein kurzer Auszug aus dem Gesetze über den achtstündigen Arbeitstag mit einem besonderen Hinweis auf den § 12 des Gesetzes, das die Hausgehilfinnen betrifft, ausgehängt werden.

Die Fürstin und ihr Bandit.

Roman von Georg Strelisler. 16 Deutsche Rechte Th. Anant Radsl. Verlag.

„Wer gibt Ihnen das Recht dazu, Ricu?“
„Ihre Vertrauten, Fürstin!“
„Ihre Vertrauten, Fürstin!“
„Ihre Vertrauten? Was sind Sie doch für ein eitlem Junge, Ricu?! Ganz im Gegenteil — ich halte Sie für meinen gefährlichsten Feind!“
„Oh,“ rief ich, „Sie kränken mich tief, Tatjana! Es gibt keinen Menschen in Bukarest, der Sie so heiß verehrt wie ich.“
„Sie sind ein Heuchler!“
„Ich schwöre Ihnen, Fürstin...“
„Ein netter Verehrer! Wo immer Sie mit einem Schaden zufügen können, sind Sie bereit dazu.“
„Ich bedauere aufrichtig, Tete, diesen Eindruck bei Ihnen erweckt zu haben, aber er ist falsch. Ich hege die tiefsten Gefühle für Sie.“
„Sie schleichen mir nach...“
„Weil ich besorgt bin um Ihr Wohl, Tatjana!“
„Ah — welche heuchlerische Auslegung, lieber Freund! In der Villa Constantinescu haben Sie damals Ihre rührende Sorgfalt bewiesen und wahrscheinlich auch die Anzeige erstattet.“
„Sie blinzelte mich verstoßen an.“
„Wie schlecht Sie mich doch kennen, Tatjana.“
„sagte ich, „ich wollte Ihnen nur Unannehmlichkeiten vermeiden. Darum ging ich Ihnen nach. Darum nahm ich Ihnen die Tasche ab, an wäre doch auf die Spur gekommen! Aber eine Anzeige —? Nicht ein Wort kam über meine Lippen. Mein Ehrenwort! Die Kühle, mit der Sie mich in der letzten Zeit be-

handelten, kränkte mich tief. Ich habe sie wirklich nicht verdient. Ich war sehr unglücklich.“
„Das Unglücklichsein scheint Ihnen aber gut bekommen zu sein, Ricu.“
„Das Glücklichein steht mir besser!“
„Das mühte sich erst erweisen.“
„Wollen wir doch die Probe machen, Tatjana?“
Die Fürstin erhob sich. Mit ganz spitzem Mund erklärte sie: „Ich glaube — Sie werden frech, Ricu! Wir sind noch lange nicht veröhnt. Dazu haben Sie zuviel Schuld auf sich geladen. Man reicht Ihnen den kleinen Finger und Sie verlangen die ganze Hand...“
„Eine so entzückend kleine Hand!“
„Still! Ich erlasse Ihnen alle Komplimente. Ich weiß, was ich davon zu halten habe. Wenn Sie in Gnaden wieder aufgenommen werden wollen, wenn Ihre Sympathie für mich wirklich so groß ist, wie Sie es behaupten, dann müssen Sie mir erst einen Beweis Ihrer Liebe liefern.“
„Tausend, Tatjana!“
„Aber bitte,“ wehrte sie ab, „nicht so, wie Sie wieder denken! Sie müssen mir einen großen Gefallen erweisen.“
„Feden, den Sie wünschen, sofern er nicht mit den Interessen meines Staates in Widerspruch steht.“
„Sie werden schon wieder anzüglich Ricu! Für wen halten Sie mich eigentlich?“
„Für die reizendste Frau von Bukarest.“
„Und für eine Spionin, nicht wahr?“
„Ach — das liegt doch jeder Frau im Blute!“
„Weichen Sie mir nicht feige aus, lieber Freund! Ich will wissen, was Sie von mir denken!“
„Ich komme gar nicht dazu, Tete. Ihre Nähe berauscht mich.“
„Sie sind ein Feigling!“

„Warum gebrauchen Sie gleich so starke Ausdrücke Tatjana? Ich versichere Ihnen, daß ich Sie für keine Spionin halte.“
„Sie lügen!“
„Ich gestehe Ihnen, daß ich Sie für eine Spionin gehalten habe...“
„Warum haben Sie denn jetzt anderer Meinung?“
„Ich sprach mit Armand Dupré über Sie, Tatjana. Er gab mir sein Ehrenwort, daß Sie nicht — also, das genügt mir.“
„Und Sie glauben Armand?“
„Ja!“
„Ich aber sage Ihnen, daß er gelogen hat, Ricu!“
Diese selbstanklägerische Aufrichtigkeit sah der Fürstin ähnlich. Sie mußte immer alles gleich auf die Spitze stellen. Sie spielte mit dem Feuer. Ich begriff im ersten Augenblicke nicht, was sie damit bezweckte. Aber langsam dämmerte es mir.
„So belog er mich eben,“ sagte ich ruhig, „es ist ja seine Kavalierspöcht, Sie unter allen Umständen zu decken.“
„Ich denke — Sie beide sind Freunde! Wenn ich recht berichtet bin, so kennen Sie Armand schon seit frühesten Jugend, haben mit ihm zusammen in Paris das Gymnasium besucht und später sogar — welche eine Freundschaft! — eine gemeinsame Geliebte gehabt! Unter Freunden pflegt man sich reinen Wein einzuschenken? Ein wesentlich falsch abgegebener Ehrenwort sollte doch Konsequenzen nach sich ziehen?“
Sie blickte mich lauernd an. Nun verstand ich, worauf sie hinaus wollte.
„Sie glauben wohl, daß ich ihm diese Lüge übernehme?“
Die Fürstin gab ihre Zustimmung zu erkennen.

„Warum verlangen Sie das?“ fragte ich, „er hat doch mir Ihnen zuliebe... ich würde in seinem Falle bestimmt das gleiche tun!“
„Und in Ihrem Falle?“
„In meinem Falle erst recht, Tatjana!“ — Sie ließ eine kleine Pause verstreichen.
„Wie weit ist der Weg bei Ihnen von der Theorie zur Praxis?“ fragte sie spöttisch.
„Wie vom Entschluß bis zur Tat!“
„Das dauert wohl bei Ihnen recht lange?“
„Durchaus nicht. Aber warum fragen Sie eigentlich?“
„Weil Sie mich langsam zu interessieren beginnen, Ricu. Ich glaube, Sie einigermaßen zu kennen. Aber nun gehen mir auf einmal ganz neue Lichter auf. Man wird aus Ihnen nicht klug.“
„Das sollte aber einer Frau wie Ihnen, denke ich, nicht schwer fallen.“
„Sie sind gar nicht überrascht von meinem Geständnis?“
„Gar nicht!“
„So glauben Sie mir also nicht?“
„O doch, Tatjana, ich glaube Ihnen auf Wort...“
„Und Armand?“
„Glaube ich auch — unerschütterlich.“
„Wie soll ich das verstehen?“
„Ich glaube, daß Sie Spionin aus Liebe oder Passion sind.“
„Ist das weniger strafbar?“
„Das weiß ich nicht — aber entschuldigbar. Ich verzeihe Ihnen übrigens alles — einer Frau wie Ihnen kann man einfach nichts nachtragen.“
„Sie weichen mir schon wieder aus, Ricu.“
„Im Gegenteil. Ich werde Ihnen bis an das Ende der Welt nachlaufen.“
„Und Sie wissen, daß ich Armand liebe?“
„Warum denn nicht? Er ist ein furchtbar netter Junge. Man muß ihn gern haben.“
(Fortsetzung folgt.)

Tagesneuigkeiten.

Aus dem „dritten Reich“.

Eine nationalsozialistische Musterfraktion.

Im Herbst vorigen Jahres zogen in das Stadtparlament zu Annaberg im Erzgebirge die Nationalsozialisten auf den ersten Anhub mit zehn Mandaten ein. Die zehn-Mann-Fraktion ist ein getreues Spiegelbild der Zustände in der gesamten Hitlerbewegung. Noch nicht einmal ein Jahr sind seine Nazis in Amt und Würden und schon geht es in der Fraktion drunter und drüber. Korruptionsercheinungen sind an der Tagesordnung.

Auf der Liste der Nationalsozialisten stand zunächst ein gewisser Krauß. Als er befürchtete, daß man in der Hitlerpartei an seiner Vergangenheit Anstoß nehmen könnte, ging er zu den Kommunisten und bot diesen Material gegen die Hitlerpartei an. Bisher aber hat man nicht vernommen, daß Krauß inzwischen ausgeschlossen worden sei. Wahrscheinlich fürchten die Hitlerianer seine Enthüllungen.

Größere Sorge aber bereitet den Nationalsozialisten ihr Stadtverordneter Hofmann, der sich als Herausgeber eines nationalsozialistischen Revolverblattes für Annaberg besonders hervortut. Dieser Revolverjournalist wurde kürzlich vom bürgerlichen Stadtverordnetenvorsteher in öffentlicher Sitzung ein Verleumder, Lügner, Schwindler und Gauner genannt. Hofmann weiß genau, daß er viel Geld am Stecken hat und versucht der gerichtlichen Aburteilung, bei der sein Vorleben bekannt geworden wäre, mit der Bemerkung zu entgehen, daß er sich nicht beleidigt fühle. Wie steht es mit ihm? Er hat sich zu Hitler geschlagen um mit Münchener und dessen Lebenswandel konform gehen zu können. Das Zahlen der Alimente überläßt Hofmann getrost der öffentlichen Wohlfahrtspflege. Als dieser Tage die Stadtverordneten diäten ausgezahlt werden sollten, wurde Hofmann auf das Wohlfahrtsamt bestellt und ihm dort eröffnet, daß seine Diäten von der Stadt gepfändet worden seien. Nun stellen sich die Nationalsozialisten hin und erklären stolz, Hofmann habe „freiwillig“ auf die Diäten zugunsten seiner Kinder verzichtet.

Kein Wunder wenn die braven Bürger im Nazilager angeichts der geschändeten Zustände meckern. Zu ihnen gehört der inzwischen aus der nationalsozialistischen Fraktion ausgestretene Gastwirt K ö r n i g. Sein Mandat hat er nicht niedergelegt. Deshalb soll er jetzt entlarvt werden. Als die Kandidaten der Hitlerliste aufgestellt wurden, mußten sie eine Erklärung unterschreiben, die nach Aussagen von Nationalsozialisten folgenden Wortlaut hat: „Wenn ich aus der Partei austrete bin ich ein L u m p. Wenn ich dann das Mandat behalte bin ich ein großer L u m p.“ K ö r n i g soll sich nun, weil er das Mandat behält, selbst gerichtet haben. Er aber erklärte in der Stadtverordnetenversammlung: „Hätte ich als Gastwirt getuscht, daß bei der nationalsozialistischen Partei so große L u m p e n Unterschlupf finden, so wäre ich nie zu ihnen gegangen und niemals hätte ich eine solche Erklärung unterschrieben, die jetzt zur Erpressung gegen mich benutzt wird.“

Ein Helfershelfer Palmas und Sochorovskys in Brünn verhaftet.

Die Brüner Polizeidirektion wurde von der Prager Polizeidirektion verständigt, daß der Defraudant Wenzel P a l m a, der gleichzeitig mit Sochorovskij in Neapel verhaftet wurde, in Brünn einen Bruder habe und daß Palma in Neapel beim Verhör angegeben habe, daß dieser ihnen falsche Pässe ausstelle. Die Brüner Polizei nahm hierauf in der Wohnung Palmas in Brünn, Julienfeld, eine Hausdurchsuchung vor, bei der aber nichts gefunden wurde. Palma wurde verhaftet, leugnet aber, Dokumente gefälscht zu haben.

Bei einer Durchsuchung seines Institutes im Brüner graphischen Institut, wo er beschäftigt war, wurden aber einige lithographierte Amtsformulare, wie Taufschein, Trauschein, Militärzeugnis etc., gefunden. Nach längerem Leugnen gestand nun Palma, daß er für seinen Bruder und Sochorovskij gegen eine versprochene Belohnung von 3000 Kronen im graphischen Institut die erforderlichen amtlichen Dokumentenformulare und Reisepässe lithographiert habe. Er habe dann nach Angabe der Defraudanten die Formulare ausgefüllt und nach allen Pässen, die ihm von seinem Bruder und Sochorovskij zur Verfügung gestellt wurden, mit falschen Stampfzeichen und Unterschriften versehen. Die Absicht, die gefundenen Formulare zu mißbrauchen, habe er nicht gehabt. Es ist aber wahrscheinlich, daß er die Formulare zur Fälschung weiterer amtlichen Listen behalten hat.

Die Leitung des Institutes wußte von seiner Tätigkeit nichts und hielt ihn für einen der besten Arbeiter. Palma führte diese Arbeiten immer in der Mittagspause, wenn niemand anwesend war, durch. Es wurden bei ihm eine Menge Zeitungsberichte gefunden, woraus zu schließen ist, daß er den Verlauf der Untersuchung gegen Sochorovskij und seinen Bruder aufmerksam verfolgte. Außerdem wurde auch eine Sammlung von Zeitungsschnitten über seinen Fall gefunden. Er war nämlich im Jahre 1926 vom Prager Schwurgericht wegen Fälschung tschechoslowakischer und reichsdeutscher Banknoten zu sechs Jahren schweren Kerkers

Der Hafen von Suez.



Der Hafen von Suez spielt in den Kämpfen zwischen Wafdisten und Regierung eine äußerst wichtige Rolle, da der Besitz desselben von großer machtpolitischer Bedeutung ist. Meldungen aus Kairo besagen, daß der Hafen in die Hände der Aufständigen gefallen sei. Dieses Gerücht wurde jedoch von den Behörden dementiert.

verurteilt worden. Durch tadelloses Verhalten in der Haft wurde ihm aber die Strafe abgemildert. Von Sochorovskij hat er 200 Kronen erhalten, während dieser angab, ihm 7000 Kronen gegeben zu haben. Palma wurde dem Brüner Kreisstrafgericht eingeliefert.

Wie man mit Eisenbahnern umspringt.

Man schreibt uns:

Bei der Staatsbahndirektion Königgrätz sitzen einige Unentwegte, die sich in letzter Zeit ganz eigenartige, man könnte sagen Mussolinische Rechtsanschauungen zurechtgelegt haben. Diese Herren sind in ihrem Größenwahne der Ansicht, daß sie diktieren können und daß die Angestellten zu kuscheln haben. Sie pfeifen auf das Betriebsratsgesetz, auf die Gewerkschaften und deren Vertrauensmänner, ja sie gehen in ihrer Mussolinischen Methode soweit, daß sie mit Privatunternehmungen zu Ungunsten des Personales Verträge abschließen, ohne mit dem dritten Interessenten — dem Personale d. h. mit den zuständigen Organisationen und deren Vertrauensmännern überhaupt zu verhandeln und das letzte Sufarenstücklein, welches diese kleinen Mussolinis leihthin geleistet haben, übertrifft alles bis daher Dagewesene.

Bis zum heutigen Tage ließen die Regiokohlenbezieher sich ihre teuer bezahlte, abgefägte Kohle zu einem annehmbaren Preise von Frachtern, unter denen sich Kriegsinvalide und verkrüppelte Eisenbahner befinden, zuführen. Unter diesen Gewerbetreibenden fand ein reeller Wettbewerb statt. Jeder Einzelne war bemüht, durch äußerster reelle Bedienung seinen Kundenkreis zu erweitern und es muß festgestellt werden, daß die Kohlenausgabe, welche unter bahnamtlicher Kontrolle durchgeführt wurde, die nun entfällt, sowie die Zufuhr durch Jahrzehnte hindurch glatt und anstandslos abgewickelt wurden. Jeder Abnehmer hatte die Möglichkeit, sich einen verlässlichen und vertrauenswürdigen Fuhrmann zu bestimmen und konnte versichert sein, daß ihm die abgefägte Kohle auch ohne sein Beisein pünktlich bis in den Schuppen oder Keller geschafft wurde. Die Abnehmer waren alle zufrieden und die Bahnverwaltung hatte keine Aufstände.

Aber nach Ansicht dieses Direktionsmussolini darf keine Zufriedenheit herrschen, es muß diesem Uebelstande abgeholfen werden und deshalb schießt man, ohne den dritten Interessenten, den Kohlenabnehmer zu befragen, mit einem gewissen Herrn C e r n y aus Kimsburg, welchen niemand kennt, einen langfristigen Vertrag ab, welcher auch nie jemanden von den zuständigen Organisationsvertretern, den Vertrauensmännern des Personales, oder den Kohlenabnehmern zur Begutachtung vorgelegt wurde. Die Kohlenausgabe und Zufuhr übernimmt Herr Cerny, die übrigen Fuhrleute werden aus dem Wettbewerb ausgeschaltet und die Abnehmer haben zu kuscheln, so meint Mussolini. Die Kohlenabnehmer sind jedoch ganz anderer Meinung. Zum Abschluß und zur Unterzeichnung eines derartigen Vertrages müssen nicht nur ein oder zwei, sondern alle Interessenten zugelassen werden und wenn nun in diesem Falle die Direktion und Herr Cerny den wichtigsten Faktor, die zuständigen Organisationen, deren Vertrauensmänner und die Regiokohlenbezieher ignoriert, so mögen sie dies ruhig tun.

Die Konsumenten aber, dies möge sich die Direktion sowie Herr Cerny hinter die Ohren schreiben, lassen sich auf keinen Fall vorführen, von wem sie sich ihre Kohle zuführen lassen sollen und notabene nicht von einem Menschen, den sie nie gesehen haben, und welcher sich auch um ihre Kundenschaft nie beworben hat. Wenn Herr Cerny meint, daß es genüge, durch Abschluß eines Vertrages sämtliche Zufuhren zu erhalten, so befindet er sich gewaltig im Irrtum. Durch seine Mißachtung der Organisationen und der Konsumenten hat er sich das Vertrauen schon im vorhinein verscherzt und er braucht sich daher

nicht zu wundern, daß alle Kohlenabnehmer einem derartigen Unternehmen kein Vertrauen entgegenbringen.

Das Vorgehen der Direktion und des Herrn Cerny hat unter den Eisenbahnern und Pensionisten eine ungeheure Empörung und Verbitterung hervorgerufen und es wird Sache der zuständigen Organisationen sein, derartigen Willkürakten einen Damm zu setzen, denn die Eisenbahner und Pensionisten haben auf keinen Fall Lust, sich einem faszistischen Diktat zu beugen.

123 Millionen Einwohner in U. S. A.

New York, 23. Juli. Aus den vorläufigen Ergebnissen der Volkszählung geht hervor, daß die Vereinigten Staaten nahezu 123 Millionen Einwohner haben, was einen Bevölkerungszuwachs von etwa 17 Millionen in den letzten zehn Jahren bedeutet.

Kinderparalyse im Elß.

Paris, 23. Juli. Seit gestern wurden in den Elß-Lothringischen Gebieten elf neue Fälle von Kinderparalyse festgestellt. In Straßburg traf eine wissenschaftliche Kommission vom Pariser Pasteurinstitute ein, die den Verlauf der Epidemie studieren wird. Dem „Temps“ zufolge wurden im Unterhein-Departement bis jetzt 183 Krankheitsfälle verzeichnet.

Anna Eßlag lebt! Sie war sicherlich einmal eine der berühmtesten Frauen Europas. Keine Zeitung, kein Kalender war vor dem Kriege ohne ihre Annonce: „Ich, Anna Eßlag . . .“ denkbar. Wer erinnert sich nicht an ihr Bild, das mit den bis zum Boden reichenden Haaren und dem stilisierten Blümchen in der einen Hand so wunderbar kitschig war, daß es wohl auf niemanden seine Wirkung verfehlte. Die kindliche Phantasie beschäftigte vor allem die Frage, ob Anna Eßlag wirklich lebe. Von den nüchternen Erwachsenen wurde sie in das Land der Märchen verwiesen. „Ist doch nur Kellame“, hieß es, und „Kellame“ das bedeutete damals noch soviel wie Schwindel und Betrug. Die Revolution in der Haartracht der Frauen hat die Anzeige „Ich, Anna Eßlag . . .“ aus dem Annoncenpalast verdrängt. Aber nun, da man sich da und dort bemüht, auch diese Revolution umgekehrt zu machen, taucht die gute, alte Anna Eßlag wieder auf, und zwar in einer Weise, die schlüssig beweist, daß sie keine aus dem Kopfe eines findigen Kellamesachmannes entsprungene Märchenfigur, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut ist. Denn ihr Wiederauftreten hat sie in einen Prozeß verwickelt, der gegenwärtig in Frankfurt am Main durchgeführt wird. Haarwuchsmittelfabrikanten haben nämlich die jetzt Kennungszeichen jährlige wegen unlauteren Wettbewerbes geklagt, weil sie kostlose Haarunterfuchung verspreche und sich allzu aufdringlich auf ihre dreißigjährige wegen unlauteren Wettbewerbes geklagt, weil sie kostlose Haarunterfuchung verspreche und sich allzu aufdringlich auf ihre dreißigjährige Erfahrung berufe. Man kann neugierig sein, wie der Prozeß ausgeht. Noch interessanter wäre es allerdings, zu wissen, ob sie noch immer ihre bis zum Boden reichenden Loreleihaare hat.

Die unstilllichen Kinderarme. Folgendes hat sich in Bergisch- Gladbach im schwarzen Rheinland zugetragen: Am 30. Juni besuchte eine Tochter eines Gladbacher Bürgers zum erstenmal den Religionsunterricht in der Berufsschule. Der Pfarrer Müller, der den Religionsunterricht erteilt, nahm Anstoß an ihrem Kleid und machte bekannt, daß die Kleider der Schulkinder den bischöflichen Richtlinien entsprechen müßten. Am 7. Juli erschien das Kind wieder in demselben Kleid im Religionsunterricht. Der Herr Pfarrer verließ daraufhin zum Zeichen des Protestes das Lokal und erteilte den Religionsunterricht nicht. Er setzte nun die Klassenlehrerin und einen anderen Lehrer in Bewegung, das Kind wurde kräftig bearbeitet, es müsse in einem anderen Kleid erscheinen. Es erschien jedoch nicht in einem anderen Kleid und

die Folge war, daß der Pfarrer Müller das Kind vom Unterricht ausschloß. Der Vater des Kindes beschwerte sich nun beim Kölner Regierungspräsidenten.

Ein schwerer Wollenbruch hat nach einer Reutermeldung im Tal Est (Yorkshire) Brücken und Eisenbahnschienen fortgespült. Zahlreiche Familien wurden von jedem Verkehr abgeschnitten. Einige Frauen sind ertrunken und man befürchtet, daß noch mehr Opfer zu beklagen sind. Hilfszüge sind unterwegs.

Ein Schlachtschiff von Scapa Flow gehoben. „Daily Mail“ berichtet aus Stromness (Orkney-Inseln): Dienstag abends wurde der deutsche Schlachtschiff „Göndenburg“ in Scapa Flow gehoben. Das Schiff wird nach Rosyth zur Verschrottung geschleppt werden. Bisher sind 29 der versenkten deutschen Schiffe gehoben worden. Es bleiben noch 15 übrig, von denen einige jedoch in sehr tiefem Wasser liegen.

Ein Raubüberfall wurde am Mittwoch in Berlin auf den Kassenboten einer Schuhfabrik, Könnfeld, verübt, der von seiner Firma zu der Filiale der Dresdner Bank in der Neuen Königstraße geschickt worden war, um 300 Mark abzuheben. Auf dem Rückwege zur Schuhfabrik wurde Könnfeld an der Ecke der Linien- und Rosentalerstraße von zwei Männern angesprochen, plötzlich gepackt und in einen Hausflur geschleppt. Dort erhielt der Kassenbote über den Kopf mehrere Schläge mit einer Eisenstange und brach blutüberströmt zusammen. Dann schleppten die Täter den Behrlosen eine Kellerterasse herunter und ließen ihn unten benümmungslos liegen. Als Könnfeld das Bewußtsein wieder erlangte und um Hilfe schrie, waren die Verbrecher bereits verschwunden. Sie hatten seine Aktentasche mit dem abgehobenen Geld geraubt. Könnfeld wurde mit schweren Schädelverletzungen ins Krankenhaus übergeführt.

Refordbesuch aus Amerika. In diesen Tagen wird Frankreich einen Refordbesuch von Touristen aus Amerika zu verzeichnen haben. Durch das schlechte Wetter auf dem Atlantik hat sich die Fahrt einer Anzahl Ozeandampfer verzögert, so daß am Dienstag zu gleicher Zeit die sechs großen Schiffe „Wafette“, „Berengaria“, „Gebathian“, „Bremen“, „Columbus“ und „Cleveland“ in Cherbourg eintrafen. Diese sechs Dampfer brachten allein 5000 Amerikaner nach Frankreich. Weitere 5000 hatten sie bereits in Southampton abgesetzt. Am Mittwoch werden etwa 5000 Personen an Bord der „Hamburg“ und des „Präsident Roosevelt“ eintreffen.

Von einer Latwine verschüttet. Drei junge Hochtourenisten aus Straßburg, deren jüngster erst 13 Jahre zählt, wurden bei Chambray mit ihrem Führer, einem Geistlichen, von einer Latwine verschüttet.

Der frühere Erzherzog Leopold, der vor etwa 14 Tagen in Amerika unter dem Verdachte betrügerischen Verkaufes eines Diamant Halsbandes der Erzherzogin Maria Theresia verhaftet worden war, wurde gegen eine Kaution von 7500 Dollar auf freien Fuß gesetzt.

Die New-Yorker Prohibitionspolizei hat einen großen Alkoholsmuggel aufgedeckt, wobei ihr 2500 Flaschen alkoholhaltiger Getränke, die in einem von einem Schlepper gezogenen Petroleumboot verborgen waren, in die Hände fielen. Die Fracht im Werte von etwa einer halben Million Dollar wurde beschlagnahmt. Zehn Personen, die sich im Petroleumboot befanden, wurden verhaftet.

Aus Liebe unschuldig ins Juchhaus. Vor dem Schwurgericht in Paris wurde am Sonnabend das Wiederaufnahmeverfahren zu Gunsten eines Mannes eröffnet, der sich vor etwa Jahresfrist aus unglücklicher Liebe unschuldig zu fünf Jahren Zuchthaus hatte verurteilen lassen. Damals war ein italienischer Arbeiter bei einem Wirtschaftsstreit von dem Bruder seiner Braut erschlagen worden. Der Liebhaber stellte sich der Polizei als Mörder. Kurz nach seiner Verurteilung stellte sich jedoch seine Unschuld heraus.

Gut herausgeredet. Emil Jannings hat Besuch in seiner Villa in Hollywood. Ein deutscher Journalist, ein Generalkel, heißt Schimpf. Um ihn los zu werden, hat ihn Jannings versprochen, mit ihm an einem der nächsten Tage zu dinieren. Als der Besucher endlich fort ist, sagt Emil zu Gussy Doll, die eigentlich Gussy Jannings heißt, weil sie seine Frau ist: „Erinnere mich doch, bitte, daran, daß ich diesem Rindvieh am Freitag abschreibe!“ In diesem Augenblick erkennt Jannings im Spiegel den lästigen Besucher, der zurückgekommen ist, weil er etwas vergessen hat. Geistesgegenwärtig fügt Emil hinzu, indem er eine kleine Verbeugung in der Richtung des Besuchers macht: „Ich muß diesem Rindvieh abschreiben, weil ich mit Herrn Schimpf dinieren werde . . .“

8. Wanderschaft in die Hygieneausstellung nach Dresden. Die Uro, Urfaubs-Reise-Organisation, Bodenbach, veranstaltet am Sonntag, den 3. August bereits die 8. Fahrt in die Dresdner Hygieneausstellung. Die Gesamtkosten der Reise betragen K 65.— pro Person. Darin ist enthalten: Bahnfahrt Bodenbach—Dresden und zurück, Sammelpaßgebühren, Eintritt, Führung durch die Stadt, Mittagessen und alle Trinkgelder. Prospekte kostenlos erhältlich bei: Uro, Bodenbach, Postfach 30, Welschdorf 31. Juli.

Weipert baut Kleinwohnungen. Wie uns aus Weipert im Erzgebirge gemeldet wird, ist mit der baldigen Fertigstellung eines vor längerer Zeit ausgearbeiteten Projektes zur Errichtung eines Kleinwohnungsanhanges zu rechnen, nachdem nunmehr die Zentralsozialversicherungsanstalt der Stadt Weipert das zu diesem Zwecke angeforderte Darlehen im Betrage von 683.000 K bewilligt hat; das zu erbauende Gebäude wird 12 bis 15 Kleinwohnungen umfassen.

Wenn ein Lele am Hofamt ist. Zwischen Landau und Dingolfing (Böhmen) ereignete sich in der vergangenen Nacht ein schweres Autounfall. Dr. Richter aus Eidenhof fuhr mit dem ältesten Sohn des Grafen Arco-Valley aus Adorf nach Dingolfing. Während der Fahrt überließ Dr. Richter seinem Begleiter das Steuer. In einer Kurve, die der Führer zu stark nahm, schlug das Fahrzeug um. Graf Arco-Valley wurde getötet, Dr. Richter schwer verletzt.

Sag' es mit Romanen!

In einer Inzeratentblatt, das in einer Vorstadt von Breslau erscheint, liest man in einem Roman „Der Schuß in der Nacht“ den folgenden Dialog:

„Hoffentlich ist kein Matschewetter, sonst gibt es wieder Schnebruch und wir sind mit den Aufräumungsarbeiten ohnehin noch arg im Rückstand. Erst gestern sind wieder vier Holzarbeiter einfach weggeblieben.“

„Ist denn hier die Leutenot so schlimm? Ich dachte doch, daß auf dem Lande und bei den hohen Stundenlöhnen —“

„Sollte man meinen, ja, — der Revierförster lachte kurz auf — nur die meisten ziehen es vor, sich Arbeitslosenunterstützung zahlen zu lassen, dabei stehen sie sich besser und können sich mit Wild- und Holzdiebstählen einen Nebenverdienst schaffen, der weit höher ist als sonst ihr Einkommen.“

„Ja, es ist eine Sünde und Schande, wie tief unser Volk gesunken ist, aber die Regierung trägt selbst die meiste Schuld, sie ist schlapp, hat kein Rückgrat, weshalb zahlt sie Unterstützung mitunter an Personen, die einfach nicht arbeiten wollen.“

„Weshalb? Um bei den nächsten Wahlen ein paar Stimmen mehr zu kriegen und wir, die Beamten, können uns dann zuschanden räkern, dafür werden uns dann bei nächster Gelegenheit die Orts- und Teuerungszulagen gestrichelt.“

„Das ist eine saubere Hecke ganz im Geiste der Scharfmacher, die sich in der Maske eines Romans herumschleichen! Durch tausend Kanäle fließt das Gift der Verleumdung gegen die Arbeitslosen geistlich genährt von den Scharfmachern und Reaktionsären aller Richtungen.“

Die Kirchen.

Das war im letzten Kriegsjahre. Ich sah damals im Ergänzungsbezirkskommando einer nordwestböhmisches Garnisonstadt und führte einen so langen, schönen Titel, wie er mir vorläufiglich zeitweilig nicht mehr beibehalten sein wird: ich hieß nämlich „Kriegsfreiwilliger mit Einjährig-Freiwilligen-Abzeichen Titular-Gesetzter“ und meinen Uniformragen zierte ein essensbeimerner Stern, dem die Rekruten achtungsvoll salutierten. Die Kriegsfreiwilligkeit hatte in Wirklichkeit darin bestanden, daß ich mich nach der unfruchtlichen Musterung noch einer freiwilligen Assentierung unterzogen hatte, um Aufnahme in einem beliebigen Truppenkörper zu finden; unter Landweilen schien mir, den das Schicksal zuletzt in den äußersten Osten der Monarchie verschlagen hatte, sogar der Kriegsdienst an der Front manche von seinen unbegreiflichen Seiten zu verlieren. Nun aber sah ich mich auf Grund eines Befehles sogar zum Hinterlande beurlaubt und so kam mir alles aufs schönste geregelt vor. Ich ließ mir meine Familie nachkommen von deren Seite mich die vorhergegangenen Jahre oft genug gerissen hatten, und wir mieteten uns außerhalb der Stadt in wolfsrücher Umgebung ein. Wir hatten nicht mit den sehr miffliden Verpflegungsverhältnissen gerechnet. In dem dichtbesiedelten Industriegebiet wuchs die Lebensmittelknappheit von Tag zu Tag und ließ die Preise für das Allernotwendigste immer höhere Höhen ersteigern. Die Mägen blieben leer, denn die unersättlichen Bettelarten konnte man nicht auf das launigenbitere Brot streichen, die unersättlichen Mehllarten nicht in knusperige Kuchen verwandeln. Meine Frau fabrizierte eine „Wehlpeife“ aus Raffesab, ihre Vertilgung überließ die Familie zuletzt freilich ihrem Oberhaupt. Es war eben eine große Zeit. Trotzdem hatten wir unsere Freunde an den mannigfaltigen Naturschönheiten der Gegend und unterließen es an Sonn- und Feiertagen selten, ausgerüstet mit der „Weberzeit“, die Umgebung unseres Wohnortes unsicher zu machen.

So waren wir denn wieder einmal an einem schönen Aulitage manche liebe Stunde gewandert und hatten uns die Brust mit guter Waldluft vollgelassen, als wir am Nachmittag in ein kleines Dorf gerieten, an dessen Ausgang in sonntäglicher Stille ein größerer Bauernhof lag. Vor dem Hause aber, inmitten eines Vorgartens, erhob sich ein prächtiger Kirschbaum, voll behangen mit saftigen schwarzen Kirscheln. Wir waren alle einer Labung bedürftig, besonders aber die Kinder, zumal der magere Probiant längst verzehrt war, und so war selbst die sparame Hausfrau bereit, für einen Liter der guten Kirscheln jeden Preis zu zahlen, den man verlangen würde. Aber als sich endlich jemand im Garten zeigte und der große Einkauf vor sich gehen sollte, sahen wir, daß wir uns umsonst gestreut hatten. Denn unsere Kauflust stieß an die wortfarte bäuerliche Entschlossenheit, uns auch nicht eine einzige Kirschle zu überlassen. Wir versprachen, uns das Litermaß selbst vollzupflücken, erklärten, auch mit noch weniger uns zu bescheiden, wiesen auf die erwartungsvollen Mienen der Kinder hin — alles fruchtlos. Und als wir dem Mann schließlich gar zu arg zusehnten, da entrang sich dem Gebege seiner Zähne der Satz: „Die Kirscheln sind doch noch nicht zeitig.“

Unser Unmut über diese großbäuerliche Charakterlosigkeit mag sich nachher in einigen kräftigen Ausdrücken Luft gemacht haben. Die nachfolgenden

weltgeschichtlichen Geschehnisse liegen jedoch das keine Erlebnis bald unter die Schwelle unseres Bewußtseins sinken.

Aber zehn Jahre später — vielleicht auf das Datum genau — führte uns eine Wanderung wieder durch des Dörfchen. Wieder vor das Bauernhaus mit dem prächtigen Kirschbaum. Und wieder hing er noch voll saftiger, fast überreicher schwarzer Kirscheln. Krieg und Hungerstnot lagen weit hinter uns. Aber unsere Kammmwanderung hatte uns durstig gemacht und begehrlich hingens unsere Augen an den erfrischungverheißenden Früchten. Daß man sich in diesen Zeiten, die nichts mehr von harter Entbehrung wukten, weigern würde, uns einen winzigen Bruchteil des freundlichen Ueberflusses

für Geld und gute Worte zu überlassen, erschien uns höchst unwahrscheinlich. Aber als wir mit der Gestalt, die im Garten auftauchte, zu verhandeln begannen, da wurden wir, diesmal noch rascher als einft, mit den Worten abgefertigt: „Die Kirscheln sind doch noch nicht zeitig.“

Ob wir, wenn uns unser Weg im Juli 1938 wieder in das stille Dorf und vor den stattlichen Bauernhof bringen sollte, ein drittesmal unser Glück versuchen werden? Raun. Denn es kann leicht sein, daß — der schöne Kirschbaum unter dessen das Zeitliche gesegnet hat.

L. Köhler.

Flandern 1929.

Von Erich Grisar.

So ist Flandern heute: Ein Land des Friedens, auf dessen Feldern das Korn wogt und frischgebrochener Flach in der Sonne bleicht. Auf den Straßen, über die einst Geschüge donnerten und die Kolonnen in den Tod marschierten, fahren wieder hochbeladene Erntewagen und friedliche Landleute grünen den Vorübergehenden, der einen Blick in ihre Stille tut. Gepudete Karuschen stehen hinter den Gardinen der breiten Fenster auf den Zierstischen, aber mit dem Glanz, den puchstichtige Hausfrauen ihnen gaben, haben sie den Schrecken des Krieges, an den sie erinnern sollen, verloren und wie die Bilder prämiierter Reisetauben, die in allen Stuben hängen, helfen sie mit, das Bild eines geordneten friedlichen Daseins zu formen.

Man muß schon genauer hinschauen, wenn man unter der dünnen Decke, die der Frieden über das Land gebreitet, das Skelett des Krieges erkennen will. Noch stehen neben den Bahnliniten und in den Aedern die schweren Unterstände aus Beton, um die der Pflug wohl herum kann, aber über sie hinweg kann er nicht. Die Drahtverhaue sind verschwunden, aber der Stacheldraht, mit dem die Aeder an Stelle der verschwundenen Hecken angedeckt sind, erinnert an die Drahtverhaue des Krieges. Wellblechschuppen stehen neben den roten Ziegelhäuschen. Ehemalige Militärbaracken sind es. Da, wo eine Straße über einen Graben oder ein Flüsschen hinwegführt, sind manchmal auch noch die Spuren der Sandsäde zu sehen, mit denen man den Uebergang während des Krieges befestigt hat. Es sind kleine Spuren nur, die in den Orien mit den großen Namen an das große Geschehen erinnern. Langemard, durch das ich fuhr, ist wieder aufgebaut. Ein ungeschickter Ort und nur der Friedhof mit den großen Feldsteinen, erinnert daran, daß hier die Jugend eines Volkes sich verblutete. Jugend, die berufen und bereit war, mit uns, die wir den Krieg überstanden, Seite an Seite zu kämpfen für eine neue, eine bessere Welt. Hier liegt sie vergessen wie die vielen, die auf den Friedhöfen dieses Landes unter zerfallenden Kreuzen, begraben liegen.

Vergessen wie der Krieg. Ich komme durch einen Ort, in dem eine Prozession durch die Straßen zieht. In seltsamen, altertümlichen Gewändern ziehen Jungen und Mädchen vorbei. Sie halten einen Himmel über einen Priester und tragen große goldbeschlagene Truhen über die Straßen. Sie reiten auf bunten behangenen Pferden und blasen aus Fanfaren. Jahrhundert alter Brauch ist es, den diese Menschen pflegen. Auf einem Boden, auf dem eine Welt zusammengeprallt ist, auf dem eine Welt untergegangen ist, der selbst dem Untergange nahe war. Es macht nichts. Die alten Menschen sind zurückgekommen und bauen die alte Welt wieder auf, sie spielen die alten Spiele, beten die alten Götter an. Ein paar Denkmäler, ein paar Geschichtszahlen, ein paar Ruinen, das ist alles, was ihnen blieb als Erinnerung an die große Katastrophe, an den Untergang einer Welt.

Manchmal sieht auch noch der Stumpfen einer zerschossenen Pappel im Gelände und erinnert daran, daß überall da, wo heute frischgepflanzte im Winde wiegen, einmal lange Reihen hoher Pappeln, kurzer, dider Weiden gestanden haben. Zwanzig Kilometer oder mehr muß man fahren, um einen Baum zu sehen, der den Krieg unversehrt überstanden hat. Aber man vergißt das vor soviel jungem, lebendigem Grün, vor soviel frohendem Wachstum, das sich auf den Weidenfeldern breit macht.

Ich bin in Ypern gewesen. Ein zerschossener Tank, der jetzt als Reklamefläche dient, die Ruine der Luchhalle, vor der aber schon die schweren Steine liegen, mit denen man sie wieder aufbauen will und das Tor von Menin, Ehrenmal für 52.000 gefallene Engländer, erinnern an den Krieg. Alles andere ist wieder aufgebaut. Genau so wie es war. Und nur, daß all diese altertümlichen Häuschen so neu erscheinen, daß man ihnen ihr Alter, das ihr Baustil vortauscht, nicht glauben kann, das erinnert daran, daß ein Bruch liegt zwischen der Vergangenheit und heute. Natürlich erinnern auch die vielen Postkartenstände und Läden, die nur vom Verkauf der Erinnerungen an die große Zeit leben, an den Krieg; denn Ypern, das ist das Kernstück aller Besichtigungsfahrten, an die flandrische Front. Wer die Front sehen will, dem zeigt man Ypern und die Höhe 60. Dieser Hügel, um den Ströme von Blut geflossen sind in den ungeligen vier Jahren, liegt 5 Kilometer von der Stadt weg. Das ist nicht viel. Eine Stunde zu Fuß nur. Aber wenn man den Weg nicht kennt und zudem auch noch etwas sehen will, dann braucht man doch so seine eineinhalb

Stunde, bis man glücklich an einem Dugend englischer Friedhöfe, die einer schöner gepflegt sind als der andere und an vielen Häusern vorbei, neben denen noch die Baracken stehen, in denen die Vertriebenen nach dem Kriege notdürftig erste Unterkunft fanden, zur Höhe 60 kommt. Wohl ein Dugend mal oder mehr wird man auf diesem Wege von den großen Autocars überholt, die jedesmal 30 oder 40 Personen hinführen zu den Erinnerungsstätten des Todes. Und die zurückkommen mit ihrer Fracht, noch ebe der Fußgänger einen weiteren Kilometer hinter sich gebracht hat. Die Kinder des Gebietes, die den Betrieb schon kennen, rufen jedesmal, wenn ein Auto vorüberfährt: „One Penny“ oder irgend ein anderes englisches Wort, das sie aufgeschnappt haben und jedesmal ist einer unter den Vorüberfahrenden, der eine kleine Handvoll blauer Nickelmünzen unter die Kinder wirft. Ein billiges, aber kein harmloses Vergnügen; denn einmal sah ich, wie eine Kinderschar, die sich gierig über die hingeworfenen Münzen stürzte, von einem nachfolgenden Auto fast überfahren worden wäre. Aber das hindert die Fremden nicht, weiter Münzen auf die Straßen zu werfen. Wie es die Kinder nicht hindert, sich um die Bruchteile eines erbetelten Frankens zu rufen.

Betten, das ist überhaupt ein Verussweg geworden, dem sich die Kinder in den Frontgevierten mit Haut und Haar ergeben haben. So wird jeder Besucher der Höhe 60 Dugendmal von Kindern angehalten, die ihm Blumen, die sie von irgend einem der vielen in der Nähe liegenden Friedhöfe gestohlen haben, zum Verkauf anbieten. Andere wieder stehen hinter Tischen, auf denen Metallteile, stumpfe und Koppelschloffer, Uniformbeschläge und gelmpigen, zerschossene Taschenmesser, Geldstücke und alle möglichen Dinge, die man bei den Längst umgebenen Lötten fand, zum Verkauf ausliegen. Selbst Bajonette kann man kaufen, Gewehre, Stahlhelme und Leuchtpistolen, Offiziersbeugen und Kartuschen. Und außerdem natürlich jene Kirschgegenstände und Postkarten, die die Andenkenindustrie herstellt. Ich will nicht daran erinnern, daß die Bewohner dieser Gegend jeden Fußbreit des Geländes metertief und tiefer umgegraben haben, um all diese Dinge, an denen soviel Blut und soviel Entsetzen fließt, ans Licht zu fördern, daß es Kinder sind, die mit diesen Dingen handeln und spielen, charakterisiert die Atmosphäre, in der hier eine Jugend aufwächst.

Hundert Meter entfernt, nicht mehr zu dem Erinnerungshügel gehörig, und darum von den Cookreisenden nicht beachtet, fand ich zwischen zwei Aedern hingeworfen, einen jener Haufen, wie man sie hier neben fast jedem Hause sieht: Sandsäde, alte Schuhe, Tornüerriemen, Stachelbrautreste, zerfissene Zeltbanner und Eisenstrot. Dinge, die beim Umplügen des Aeders ans Licht gekommen sind. Und daneben, durch keinen Fußbreit Erde von dem Schutthaufen getrennt, drei unkrautüberwachsene Hügel. Drei Holzkreuze darauf. Drei deutsche Soldaten darunter. Namenlos. Ein viertes Kreuz, dessen Hügel wahrscheinlich eingepflügt wurde, liegt auf dem Schutthaufen, der so wie er daliegt, ein sprechendes Symbol des Krieges ist. Denn Gräber und Schrott, sie sind beide nichts anderes als Abfälle eines Krieges.

Nach diesem Abfallhaufen habe ich in diesem Lande nichts mehr gesehen, das mir von Wichtigkeit erschien. Wohl kam ich auf dem Wege, der mich jurid nach Ypern führte, an einer alten, zerschossenen Mühle vorbei, die wohl nie wieder aufgebaut werden wird, und an einem seltsamen Laden, in dem man Gewehre und Flatterminen, rostige Brustpanzer und Granaten, Dinge, die für niemanden Wert haben als den Schrotthändler, hinter einem großen Schaufenster ausgebaut hat. An Friedhöfen kam ich vorüber, die eher Gärten gleichen als einem Lagerplatz zusammengetragener Gebeine, aber nichts haftet so sehr in meinem Gedächtnis wie das Bild dieses Abfallhaufens des Todes zwischen den Aedern des Lebens.

Wenn ich einmal wieder in dies Land komme, ist er vielleicht verschwunden. Der Schrott wird seinen Käufer finden, der Schutt vergraben werden und die drei Hügel werden eingepflügt sein, denn schließlich, Aderland ist kostbar und Pielat ist eine Ware, die nur an den Brennpunkten der Erinnerung, an den Haltestellen der Autocars und in der Nähe der Gasthöfe Geld bringt. Und Geld, das ist mir klar geworden, muß der Krieg einbringen. Wo er das nicht tut, hat man ihn längst vergessen. Da zeigt das Land sein altes, ewiges Gesicht und das heißt Frieden. Denn wie keine andere

Landschaft dieses ungeligen Erdteils, ist Flandern mit seinen hohen Pappeln und den kurzen, didbuschigen Weiden, seinen freundlichen Menschen, dem drüllenden Vieh und den weißen Wölkchen, die ewig über der unendlichen Fläche dieses fruchtbaren Landes dehusichen, ein Sinnbild des Friedens.

Kleine Chronik Tiere im hohen Norden.

Wer glaubt, daß in den Regionen des Eises die Tierwelt nur durch wenige besonders widerstandsfähige Arten vertreten sei, ist im Irrtum. Die Natur ist allenthalben so reich, daß sie Spielarten in großer Menge hervorbringt, auch wo die Daseinsbedingungen kärglich zu sein scheinen. Bei der Fahrt über das Eismeer fällt die große Zahl der Vögel auf; da sieht man besonders die Raubmöwen und die Alken sowie andere Seevögel, die sich von den Fischen des Meeres nähren. Auffallend ist, daß in den verschiedenen Vogelkolonien fast immer nur eine bestimmte Vogelart zu finden ist. Auch wenn Vögel mehrerer Arten aus Mangel an entsprechenden Brutplätzen gezwungen sind, sich — das ist auf Spitzbergen beobachtet worden — an demselben Verghang anzusiedeln, so vermischen sie sich nicht miteinander, sondern bauen sich auf den verschiedenen Stufenabfällen an.

Sehr eigenartig ist der Spitzbergen-Alk, der wie ein Hund läuft. Er liegt beim Brüten nicht wie andere Vögel, sondern steht fast aufrecht und hält sein eigenes großes, gelbliches Ei zwischen den Füßen.

Die auf Spitzbergen verbreitetste Vogelart ist die Dreizehige Möwe, deren Nahrung Fischweien und Krebse bilden, die sie aus dem Wasser fängt.

An den Walfischstationen werden gewisse Arten von Sturmvögeln häufig beobachtet, die sogenannten „Seepferde“, die den Abfall verschlingen und so gierig fressen, daß ihnen schließlich der Kropf ganz schief hängt. Dieses Seepferd hat ein weißes Gefieder, gelben Schnabel und graue Füße. Die Eiderenten sind reichlich vertreten. Ihre großen, schweren Eier werden im Frühjahr von den Walfischfängern gesammelt. Wenn sich in einem Eiderentenest mehr als 5 Eier finden, so ist der Ueberichuß gestohlen; die Eider haben nämlich die Angewohnheit, von den Raubarnestern Eier zu sich herüberzuschleifen, sind also genau das Gegenstück zu dem Stukud, der sich der eigenen Eier und damit der Sorge um die Nachkommenhaft entledigt. Die Nester sind stets so angelegt, daß sie dem Fuchs nicht erreichbar sind.

Selbst einen Singvogel gibt es, den Schneesperring, der im Herbst nach dem Süden zieht. Er baut sein Nest aus Stroh und Dämmen unter flachen Steinen an der Böschung, und der Eingang zum Nest ist so eng, daß der Fuchs nicht hindurch kann.

Auch das Schneehuhn findet sich hier und da im ganz hohen Norden. Wird ein Hühn erlegt, so stellt sich die immer auf dem Eise lebende Eisnebeinmöwe ein, um sich ihren Anteil am Eingeweide zu holen. Um die Seehundlöcher sitzen diese Eisnebeinmöwen oft zu Vieren und Fünfen und warten gespannt auf den Augenblick, da der Seehund auftauchen wird.

An Säugetieren sind auf Spitzbergen Polarfische und Reentiere vorhanden. Der Eisbär ernährt sich vorwiegend von Seehunden, doch frißt er auch Reentierfleisch, wenn er es irgend bekommen kann. Menschen greift er nicht an, kommt aber — aufscheinend aus Reugier — ganz unbestimmt in ihre Nähe. Wird er verwundet, so flieht er.

Der Polarsuchs trägt nur im Juni bis August ein schwarzlich-blaugraues Sommerkleid, dann bleichen die Haare und er bekommt sein schönes, schneeweißes Winterkleid. Im Sommer ernährt er sich von Eiern und jungen Vögeln, im Winter von Schneehühnern und den Nesten, die der Eisbär bei seinen Raubzügen übrig läßt. Bisweilen sammelt er auch einen Vorrat an Vögeln, die er für die schlechten Monate an den Böschungen vergräbt.

Das Reentier ist kleiner und kurzhaariger als die übrigen bekannten Arten. Auch hat es als besondere Eigentümlichkeit unter der Haut eine dicke Speckschicht.

Das Meer bragt zu gewissen Zeiten unermessliche Reichtümer, in Dorsch, Eishaien und Heilbutten. Bisweilen sind ungeheure Heringschwärme zu beobachten. In einzelnen Flüssen Spitzbergens kommt auch eine Art Meerforelle vor, die vielfach gefangen wird.

Eis und Schnee decken das Land, man kann kaum glauben, daß Lebewesen darin existieren können, und doch — sobald wir es näher untersuchen — auch hier Reichtum zu Warten, Lebens- und Fortkommenmöglichkeiten, die man nicht geglaubt hätte. Mannigfaltig und vielgestaltig ist die Tierwelt der Polarregionen.

W. M.

Ein jahrlangebaltes Sprichwort. Die Redensart „Schuster bleib bei deinem Leisten!“ ist keineswegs eine alte deutsche, wie vielfach angenommen wird. Sie geht vielmehr, wie berichtet wird, auf den berühmten griechischen Maler Apelles zurück, der so naturgetreu gemalt haben soll, daß an einem Bilde von Weintrauben, das er gemalt hatte, die Vögel gepickt haben sollen. Apelles brachte einmal auf einem Bilde ein Paar Sandalen an. Er befragte einen Schuhmacher darüber, ob die Sandalen richtig seien, und der Schuhmacher forrigierte sie und nahm sich dann heraus, auch die Beine über den Sandalen einer Korrektur unterziehen zu wollen. Da sagte ihm Apelles: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ Das Wort wurde und blieb Gemeingut. Apelles lebte zur Zeit Alexanders des Großen (4. Jahrhundert v. Chr.). Er hat berühmte Porträts dieses Königs gemalt, die aber leider verloren gegangen sind.

Wohnungsbedingungen in der Pfahlbauzeit.

Die Kenntnis der Pfahlbauten ist verhältnismäßig jung. Die ersten Pfahlbauten wurden im Jahre 1858 im Züricher See von den Schweizern Kappeler und Ferdinand Keller gefunden. Man förderte dabei aus der Tiefe des Sees eine große Zahl von Werkzeugen, Waffen, Töpfen, Fischerei- und Webegeräten. Die Bevölkerung muß, da auch Ackergeräte und Weizenkörner gefunden wurden, schon in dieser Frühzeit der Menschheit sesshaft gewesen sein. Die Schalen waren reich mit Ornamenten verziert. Auch Kinderpielzeug ist in den Pfahlbauten gefunden worden. Die Hausanlagen der Schweizer Pfahlbauten waren meist vieredig. Im Nordteil hat man dann Pfahlbauten gefunden, die aus geraden Wänden aus Flechtwerk mit einer Lehmfüllung bestanden. Die Wände waren hier schon mit Kalkputz gestrichen und mit Stuckmuskeln in gelb und rot bemalt. In einem mittleren, etwas tiefer gelegenen Räume befand sich eine größere Abfall- und Feuergrube. Der höher liegende Teil zeigte zwei lange Lehmöfen. Die wahrscheinlich zum Schlafen dienten.

Die klugen Bienen. Bienen haben viele hervorragende Tugenden: sie sind fleißig, gewissenhaft und reinlich; sie sind — bis zu einem gewissen Grade — aber auch klug und erfindertisch. Davon haben sich Gelehrte oft überzeugt. Es sei ein nicht mehr seltener Fall von Bienenschlaueit hier mitgeteilt: Eine Schnecke drang in einen Bienenkorb ein. Die Bienen wollten den festen Eindringling vertreiben, wagten sich aber nicht an die schleimige Masse heran, mit der sich die gedüngelte Schnecke umgab. Denn ihrem Reinlichkeitsgefühl widerstrebt die Berührung mit einem so elen Befen. Was sollte sie tun? Die kamen auf folgenden Ausweg: eine kräftige Biene lösterte (oder bestäubte wenigstens) die Schnecke mit einem furchtbaren Stich. Die Schneckenleiche aus dem Bienenkorbe hinauszutransportieren, war erstens zu schwierig, zweitens aus Reinlichkeitsgründen nicht angängig. Bienen wissen andererseits aber auch, welchen Gestank das verbreitet, und sie kamen deswegen auf diesen Ausweg: sie flohen herbei und umgaben die Schnecke mit einer Wachdecke, d. h. sie sammelten fleißig Wachs und formten es rund um die Schneckenleiche nieder. Bald war die Schnecke ganz von Wachs umgeben und blieb jahrelang in dieser Konfervierung liegen, denn der Geruch des Waxes dringt nicht durch die Wachschicht hindurch — auch das schienen die Bienen gewußt zu haben.

Literatur.

„Möchten Sie Boda sein?“ Neunzehn Verwandlungen in einer Nacht von Con O'Leary. Verlag Dietz u. Co., Stuttgart. Airvabogosa, so heißt ein Aushängeschild, angeblich von den Indianern Südamerikas verwendet, in Wahrheit nur vom Verfasser zum Zweck der erzählten Geschichte erfunden. Boda, eine hübsche junge Dame, liebes- und lauterer, wie eben solche junge Damen heute sind, neugierig auf alle Genüsse, die das Leben bieten kann, genießt dieses Gift, das Träume vor die Seele zaubert, in denen sich der Träumende in jene Wesen verwandelt und ihr Leben lebt, denen er Leid zugefügt hat. Boda träumt nun neunzehn Verwandlungen im Verlaufe einer Nacht, sie wird eine Maus, eine irische Böhnerstrau, ein Kanarienvogel, ein Hausmädchen, eine Akrobatin, eine Fuchsin, eine Saitin, eine Verkäuferin, ein Kumpfeid, ein Tanzgir, ein Jolan, eine Bettlerin, schließlich wird sie ihr eigener Gatte und was sie an Traurigen, Trostlosen und Entsehligen ertrännt, das bestimmt sie, nach ihrem Erwachen ein neues, besseres Leben zu beginnen. Ein origineller Einfall, ausgezeichnet durchgeführt, geistvoll und unterhaltend.

„Hotel zum Goldfisch.“ Roman von Alex Ccozoffi. Cotta Verlag, Leipzig. Preis M. 3.—, geb. M. 5.—. In dunkle Tiefen leuchtet dieser Roman hinein, das ist in die Welt der männlichen Prostitution. Mit einer Nazzia der Polizei in einer Bar, in der neben der zahlungsfähigen männlichen Kundschast und ihren „Lichchen“ allerlei dunkle In-

Humanität.

Von M. Zoffshenko.

SPD. Endlich kam die neue Verordnung für betrunkene Wühbürger heraus. Bisher durften sie sich vieles erlauben. Das wurde nun anders. Früher konnte jeder Bessene die Straßenbahn benutzen. Nach Herzenslust. Bitte schön, lieber Freund, steig' nur ein! Die Faher wird dich erfrischen, hatte er wenig Vorliebe für die Straßenbahn, so hinderte ihn nichts, mit der Eisenbahn zu fahren. Mit einem Worte: Früher standen ihm alle Transportmittel zur Verfügung. Ganz nach Belieben. Das hat jetzt aufgehört. Aus ist's mit dem Vergnügen. Die Verordnung ist erlassen. In allen Waggons ist sie platziert. Angeheiterte sind vom Transport ausgeschlossen. Sonst könnte so einer im trunkenen Zustande noch unter die Räder geraten. Dann kann die Direktion zahlen. Bei Gott, liest man diese humanen Feilen, so wird man von neuem Lebensmut erfüllt. Denn man merkt: man bekümmert sich um dich; man schützt dich, gibt acht, daß du dummes Luder nicht unter die Räder kommst. Es darf auch nicht unerwähnt bleiben: hier handelt es sich nicht etwa um eine bürokratische Maßnahme, sondern um lebendiges Leben. Unlängst waren wir selbst Zeugen davon, wie die Bestimmung durchgeführt wird. Da wurde ein Besoffener um jeden Preis von der Beförderung mit der Straßenbahn ausgeschlossen. Der Angeheiterte sah im Trieb-

Vorsicht, die Sonne lcheint!

(D.A.S.) Mit Recht hat man uns Menschen „Kinder der Sonne“ genannt. Nach der Sonne sehen wir uns wie nach unserer Mutter, in Sonnenlicht und Sonnenwärme fühlen wir uns wohl. Die Sonne ist aber ein stark wirkendes Heilmittel, mit dessen Gebrauch man vorsichtig sein muß, wenn anders die belebende, gesundheitsfördernde Wirkung nicht in ihr Gegenteil umschlagen soll. Das bedenkliche ist nur die wenigsten Menschen und deshalb möchte man ihnen zurufen: „Vorsicht, die Sonne schein!“ Besonders mit Beginn der Ferienzeit suchen viele im Ueberdrußwindlicher Freude sich den Strahlen der Sonne recht tüchtig auszuweichen, um nur recht rasch schon braun zu werden. Nur zu oft muß man solchen falschen Ehrgeiz mit bösen Schmerzen büßen. Unsere in langer Winterzeit nicht an die Sonne gewöhnte Haut beannortet die starke Sonnenbestrahlung mit heftiger Entzündung und Blasenbildung, die zumweilen sogar gefährliche Formen annehmen kann. Was halten Sie deshalb auch bei dem Sonnenbad unsere Beobachtung: Das erste Sonnenbad soll nie über 10 bis 15 Minuten ausgedehnt werden, erst allmählich steigere man seine Dauer. Mindestens alle 5 Minuten wechsele man im Sonnenbad die Körperstelle und lasse vor wie nach der Bestrahlung für das Einsetzen der Haut mit einer feilreichen Salbe. Die Braunfärbung der Haut ist eine natürliche Schutzmaßnahme des Körpers gegen allzu starke Einwirkung des Sonnenlichts. Sie tritt bei den einzelnen Menschen in verschiedenen Graden und nach verschieden langer Zeit auf. Darum ist auch nicht der der Gesundeste, der am schnellsten braun wird.

Wer empfindliche Augen hat, der wird gut tun, zum Schutz gegen die Sonne, besonders im Sonnenbad, eine dunkle Brille zu tragen. Hierfür eignen sich graue oder grünlich gefärbte Gläser. Brillen mit blauen Gläsern dagegen sind wertlos, weil die wirksamen, ultravioletten Strahlen der Sonne durch blaues Glas ohne weiteres hindurchgehen. Wie das Auge, verlangt auch der Kopf einen Schutz vor der Sonne. Direkte Sonnenbestrahlung des ungeschützten Kopfes führt leicht zu einer Reizung der Gehirnhaut, die mit Kopfschmerzen, Uebelkeit, Augenstimmern und Herzstößen einhergeht und schließlich zu dem bekannten Krankheitsbild des Sonnenstiches führt, der sofortige ärztliche Behandlung erfordert. Alles dies läßt sich aber leicht verhüten, indem man den Kopf durch einen breitkrämpigen Hut, ein ungewundenes Tuch oder dergleichen, gegen die direkte Bestrahlung schützt.

Ähnlich wie der Sonnenstich kann auch der Hitzschlag uns in heißen, schwülen Sommertagen zum Verhängnis werden. Beim Hitzschlag handelt es sich um eine Wärmestauung, der wir wirksam durch zweckmäßige Kleidung begegnen können. Dabei sei oberstes Geisetz helle, weite, bequeme Kleidung, die Luft an den Körper läßt und dem Schwitz genügend Möglichkeit zur Verdunstung und damit zur Wärmeregulierung bietet. Weitausflüchtige Gewebe,

individuen, Zubälter, fragwürdige Kavaliere und beruflmäßige Schwindler verschren, jetzt die Handlung ein. Im Mittelpunkt steht der kleine Chouhoun, noch fast ein Schulknabe, von seinen Eltern mitgehandelt und dem Hause entlaufen, denn frühzeitig regt sich in ihm die Abenteuerlust und die Sehnsucht nach fernem Ländern. Er wird in Paris ein Opfer der Straße und findet aus dem Schmutz, in den er in keinem Glend, hungrig und frierend gerät, nie wieder heraus. In einem Jahre ist es vorbei nach einem tollen Wirbel von Ausschweifungen und Verirrungen. Ein Sittengemälde, ein Nachbild voll Wahrhaftigkeit und schonungsloser Sachlichkeit.

Sprachpflege. „Le Traducteur“, französisches Sprachlehr- und Unterhaltungsblatt, kann für den Selbstunterricht wie für den Schüler warm empfohlen werden. Die Stoffauswahl und die Uebersetzungen zeigen von großer Sorgfalt. Probeheft kostenlos durch den Verlag des „Traducteur“ in La Chaux-de-Fonds (Schweiz).

wagen. Man muß sagen, er verhielt sich ganz ruhig und ordentlich und schlug niemanden in die Fresse. Aber, das konnte man doch selbstverständlich wahrnehmen, daß er guter Laune war. Er murmelte Unverständliches vor sich hin. Und suchte mit den Händen herum. Auch rufste er auf seinem Platze hin und her. Aber einweilen schlug er niemanden und stänkerte nicht. Er fuhr eben wie alle anderen. Auf einmal drückte eine Gruppe von Passagieren ihn stärkstes Bestremden aus. „Wenn einmal“, meinten sie, „eine strenge Vorschrift besteht, so muß es höchst selbstsam anmuten, wenn Leute solcher Kategorie mitfahren dürfen.“

Die Schaffnerin sagte: „Ja, wer sieht es ihnen gleich an? Wenn sie einsteigen, tun sie, als ob sie nüchtern wären. Sind sie aber erst einmal im Wagen, dann geht der Unfug los.“ Sie trat zu dem Trunkenbolde hin und forderte ihn auf, auszustiegen. „Zu spät“, sagte sie, „geraten Sie noch unter die Räder, und ich bin dafür verantwortlich.“ Wenn man einen Besoffenen anrührt, beginnt er allemal, seine wahre Natur zu zeigen. So war es auch diesmal. Er begann sich beleidigt zu fühlen. Er schlug mit den Armen um sich und stampfte mit den Füßen. Das sollte heißen: Kommt mir nicht in die Räder! Da rotteten sich die Passagiere zusammen und gingen gemeinsam auf ihn los, um ihn rauszuwerfen. Zwar mengte sich einer ein und wollte begütigend wirken: „Laßt ihn doch mitfahren! Was habt ihr denn davon? Nähet ihn nicht an! Ihr werdet ihn noch wirklich unter die Räder stoßen.“

insbesondere Baumwolle, Leinen und Seide sind deshalb die gegebenen Stoffe. Gelle, vor allem weiche Kleider werfen bekanntlich die Wärmestrahlen zurück, wogegen dunkle sie auffangen. Ganz besonders müssen Kinder und in erster Reihe Säuglinge recht leicht, hell und luftig angezogen sein. Leider wird von fürsorglichen Müttern hier viel gesündigt und der arme, wehrlose Säugling im Kinderwagen in Rissen gepackt, mit Binden gewickelt und ängstlich jedem Luftzug entzogen. Kein Wunder, wenn ein solches Kind dann krank wird! Gebt dem Kinde Strampelhemdchen! Ein leichtes Hemdchen, eine leichte Decke und ein stades Kissen aus Mohrhaar oder Seegras sind völlig ausreichend! Gefährlich ist's, wie es teils aus Gedankenlosigkeit, teils aus Bequemlichkeit geschieht, den Säugling im Kinderwagen in die Sonne zu stellen. Bei der horizontalen Lage des Kindes fallen nämlich die Sonnenstrahlen senkrecht in sein Auge, und wenn sich der Säugling auch durch Schließen der Augen gegen die Sonne zu schützen sucht, so ist dieser Schutz doch meist unvollkommen. Die im Auge befindliche Linse wirkt beim senkrechten Einfall der Sonnenstrahlen wie ein Brennglas und verbrennt so die Netzhaut. Man mache sich daher zur Regel, einen Kinderwagen nie unbeaufsichtigt in die Sonne zu stellen, sondern man lasse das Auge des Kindes in genügender Weise stets vor der direkten Bestrahlung zu schützen. Einen Schutz vor der Einwirkung der Sonnenstrahlen verlangt aber nicht nur unser Körper, sondern auch das, was wir ihm zuführen, unsere Nahrung. Auch hier ist wieder der Säugling und das kleine Kind besonders in Gefahr. Unter dem Einfluß der Sommerwärme wird bekanntlich die Milch leicht sauer, und es gedeihen in ihr Keime aller Art, die Darmtraktirheiten hervorzurufen vermögen. Das einzig sichere Mittel dagegen ist Erhitzen der Milch auf etwa 70 Grad mit anschließendem Abkühlen und Abkühlen. Unverderblich und gleich vortrefflich ist die Muttermilch im Sommer wie im Winter! Deshalb sollte man ein Abstillen des Kindes unter keinen Umständen in der heißen Sommerzeit vornehmen.

Dem Erwachsenen drohen gesundheitliche Gefahren durch die Fäulnis und Zerlegung von Nahrungsmitteln. Besonders Fleisch und Käse neigen hierzu. Darum bevorzuge man im Sommer Pflanzentest, insbesondere Gemüße und Obst.

Schließlich sei noch der Hitze gedacht, die sich in der Sommerwärme besonders schnell vermehren und Krankheitskeime in unseren Speisen verschleppen. Bedenken der Speisen, am besten mit Gazegelede, Aufbewahrung in verschlossenen Ablegen- oder Eischrank sowie rücksichtslose Vernichtung dürfte auch diese Gesundheitsgefahr beseitigen helfen.

Aus alledem ersieht man, Sommer und Sonne wollen mit Verstand genossen sein und in weitem Umfange gilt daher der Satz: „Vorsicht, die Sonne schein!“

Aus der Partei.

Jugendbewegung.

Sozialistische Jugend, Prag. Der für heute abends angelegte Schulungskurs beginnt erst morgen und findet von nun an regelmäßig am Freitag im Verein deutscher Arbeiter statt. Thema: „Geschichte des Sozialismus.“ Schreibmaterial mitbringen. Beginn punkt 8 1/2 Uhr. — Ab nächster Woche folgendes Arbeitsprogramm: Jeden Dienstag Probabend, jeden Mittwoch regulärer Gruppenabend (wie bis jetzt) und jeden Freitagabend Schulungskurs. Außer Freitag finden diese Veranstaltungen immer in bisherigen Gruppenlokale statt. — Achtung! Am 16. und 17. August fahren wir zum Kreisjugendtag nach Dux. Anmeldungen sofort an Genossen Bauer! Alle Angehörigen müssen unbedingt an den Probabend am Dienstag teilnehmen (Sprech- und Gesangchor zur Abendfeier in Dux!).

Die anderen teilen diese Meinung nicht. „Was?“ schrien sie. „Wie leicht kann so ein Trunkenbold Unheil anrichten. Der kann plötzlich wild werden.“

Sie trieben ihn auf die Plattform. Der Wagen wurde zum Stehen gebracht. Dann stießen sie ihn auf den Gehsteig. Der Angeheiterte brüllte, stuchte, leistete Widerstand und versuchte, wieder einzusteigen. Man drängte ihn natürlich, machte seine Hände los. Gerade stand er noch mit einem Fuße auf dem Trittbrett, als sich die Straßenbahn in Bewegung setzte. Der Betrunkene stürzte und wäre um ein Haar unter die Räder gekommen.

Er hatte Glück; es geschah ihm nicht viel. Beinahe gar nichts. Er zerklüft sich bloß die Fresse und quetschte sich das Bräustücken. Immerhin — er erhob sich, brüllte gräßlich, drohte mit den Fäusten, weil man ihn beinahe ins Jenseits befördert hatte.

Ja, so steht die Sache mit den Besoffenen. Die haben keinen Verstand. Würden sich die Nüchternen nicht um sie kümmern, so würden sie unbedingt gleich unter die Räder zu fallen beginnen. Aber da bemüht man sich um sie, gibt Fahrordnungen heraus, spart nicht mit dem Papier und so weiter. Denn es wäre doch schade um so ein Menschenleben. Wenn es auch nur ein Besoffener ist, so ist es doch ein Mensch, und es wäre traurig, ihn auf immer zu verlieren.

(Aus dem Russischen übertragen von E. Borissoff.)

Sport • Spiel • Körperpflege
Von den Deutschen Kampfspielen in Breslau.

Die „Stützen“ des deutschen Sportes hatten sich in Schlesien restlos zusammengeschlossen. Freiwahr, eine gemischte Gesellschaft war das. Da waren die bürgerlichen Sportverbände und die Deutsche Turnerschaft, jene Verbände, die sich in einer schwachen (oder kritischen) Stunde ein Populärbekennnis mit grimmigem Bauchwech abgerungen haben. Da war die Wehr mit schwarzweißroten Fahnen, Schützen- und Reitervereine, Stahlhelm-Sportabteilungen, der Wertport, die Katholische Jugendkraft und die Evangelischen Jungmänner- und Jungfrauenvereine, immer so etwas Schwarzweißrot durchledert. Nicht etwa die Jungfrauen, sondern die Gruppen im Festzug. Der war sonst ja nicht erhebelnd, denn nach bürgerlicher Meinung waren nach Breslau nur 3000 Teilnehmer aus dem Reiche und dem Ausland gekommen. Die Stadt hatte mies geflaggt, die Stadtverwaltung sprang noch schnell ein, aber es blieb mies. Auch mit dem Besuch. 3000 beim Saarland-Schlesien-Spiel im 10.000-Platz-Stadion. 4000 Teilnehmer am Hitz-einzug, dazu örtliche Abkommandierungen durch Innungen und andere Kräfte und Berufsschüler, zum Schluß — Hauptfestzug 18.000 Besucher. Eintrittspreise: Regatta 2.50 M., Tennisturnier 6 M., Haupttag: Umhplatz 1.50 M., Sitzplätze 1.50 M. und 6 M. Um die Plätze gab es bei den Kampfspielen also keinen Kampf, dafür aber Pfeifjongierte beim Fußballspiel Berlin gegen Süddeutschland; auch durch ein Flugzeug des Stahlhelms einen Gruß folgenden Charakters: „Der Stahlhelm entbietet euch deutschen Sportlern ein Front-Hell!“ Und nicht zu vergessen: auch einen Feldgottesdienst beiderlei Geschlechtes gab es, da war der Besuch ganz mies, denn die Landsmannschaftsabende am Tage zuvor waren so voll „Komment“, daß es über 8 Uhr früh, den Beginn der feierlichen Erhebung im Stadion, noch hinausreichte.

Zu Deutschen Kampfspielen gehört auch ein Deutscher Abend. Die 25.000 Menschen fassende Jahrhunderthalle sollte dem treudeutschen Spießer und Sportler eine besondere Erbauung und Erleuchtung bringen. 800 Säger und die Ehrengäste mußten Programmbeginn-Verschlebung mimen, vor sonst leeren Stühlen. Die Deutschen Kampfspiel-Prominenten liefen ganz verdattert herum, daß die nationale Bürgerchast Breslaus nicht einmal 5 M. Eintrittsgeld für den Deutschen Abend riskierte. Da aber das Haus leer blieb, wurde man in einer nicht im Programm stehenden Verzweilungssimmung — vollstündlich — und ließ vorübergehende Straßenpassanten unentgeltlich hinein. Mit „Lobet den Herrn“ ging es los und mit „Großer Gott“ endete der sportlich-deutsche Abend. Ob die Breslauer für diese Sangeskost kein richtiges Verständnis haben, entzieht sich unserer Kenntnis, jedenfalls pagte der darin enthaltene Dank nicht zu dem ganz miserablen Besuch. Miserabel für die echten Deutschen Kampfspiele war ja auch, daß sich zahlreiche deutsche Meister bei Wettkämpfen an anderen Orten beteiligten. Das hat die Spießerseelen in Breslau mit Recht etwas zum Kochen gebracht. Aber von gepöppelten Mononen kann man doch kein organisatorisches Pflichtgefühl verlangen! Am Arbeitersport sieht es darin eben ganz anders aus. Da fühlen sich die guten Kräfte mit der Bewegung verbunden. Die technische Organisation wies große Mängel auf, zahlreiche Proteste gab es auch, wie gesagt — die Deutschen Kampfspiele sind nicht den Aufwand und die Klame und auch nicht die Bedeutung wert, die man ihnen in der Dessenlichkeit zuschreibt. Die bürgerlichen Sportverbände sind ja bekanntlich nicht politisch! Hier waren sie zu „deutschen Taten“ mit den rechtsradikalen, republikfeindlichen Organisationen in einer Front, ganz nach dem Rezept Dr. Neundorffs, des Vorstandsmitgliedes der Deutschen Turnerschaft, der Wertwolf, Stahlhelm und Halenkrenz für die D. doch bundesfähig hält und zu gegebener Stunde nicht missen will. Wahrhaftig, die Neuerer der D., die Neundorffs des bürgerlichen Sportes, machen den Jesuiten Konkurrenz.

Die Kampfspiele sind recht lehrreich für die Arbeiter beiderlei Geschlechtes und für die politisch linksstehenden Parteimitglieder, die noch in der D. und den bürgerlichen Sportvereinen Mitglieder sind.

Leichtathletische Meisterschaftswettkämpfe der D.D. Der tschische Arbeiter-Turnverband veranstaltet in diesem Jahre große leichtathletische Wettkämpfe der Männer und Frauen um die Meisterschaft des Verbandes, die gleichzeitig den Ausscheidungswettbewerb für das 2. Arbeiter-Olympia bilden. Die Wettbewerbe werden in folgenden Disziplinen ausgetragen: Zehnkampfbewerbe: 100-Meter-Lauf, 100-Meter-Lauf, Hochsprung mit Anlauf, Angelstoßen, 400-Meter-Lauf, 110-Meter-Hindernislauf, Diskuswerfen, Stabsprung, Speerwerfen, 1500-Meter-Lauf. — Fünfkampfbewerbe: 100-Meter-Lauf, 100-Meter-Lauf, 200-Meter-Lauf, Speerwerfen, 1500-Meter-Lauf. — Einzelwettkämpfe: 100-Meter, 400-Meter, 800-Meter, 1500-Meter, 5000-Meter, 10.000-Meter-Lauf. — Hindernislauf: 110 Meter. — Stafetten: 4x100 Meter, 10x100 Meter, Olympische Stafette (800, 200, 200, 400 Meter). Schwedische Stafette (400, 300, 200, 100 Meter). — Dreikampf der Frauen: 100-Meter-Lauf, Hochsprung mit Anlauf, Speerwerfen.

Gerausgeber: Siegfried Toub. Chefredakteur: Wilhelm Niehner. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß, Prag. Druck: „Kola“ A.-G. für Zeitung und Buchdruck, Prag. Für den Druck verantwortlich: Otto Politz, Prag. Die Zeitungsmarktenkonfaktur wurde von der Post u. Telegraphendirektion mit Erlaß Nr. 18.806/VII/1930 bewilligt.